



# HUGENOTTEN

83. Jahrgang Nr. 3/2019  
Schwerpunktthema Potsdam



Titelbild: Die Französische Kirche und die Gloriette (Lusthaus) am Bassin in Potsdam. Auf den ersten Blick reiht sich die Gouache der Französischen Kirche in die Veduten Potsdams von Johann Friedrich Nagel (1765–1825) ein. Am rechten unteren Bildrand jedoch ist ein verschlungenes Monogramm zu erkennen, das bis heute nicht entschlüsselt werden konnte und auf keinem der anderen Blätter Nagels auftaucht. Zeitlich lässt sich die Grafik hingegen in die Jahre um 1790 einordnen. 1753 war die Französische Kirche vollendet worden. Im Hintergrund der am südlichen Ende des Bassinplatzes errichteten Kirche ist die 1739 von Jan Boumann d.Ä. (1706–1776) erbaute „Gloriette“ zu erkennen. Sowohl Kirche als auch „Gloriette“ überstanden den Zweiten Weltkrieg unbeschadet. 1949 musste das einstige Lusthaus dem Sowjetischen Friedhof weichen (Potsdam Museum – Forum für Kunst und Geschichte/Foto: Michael Lüder [CC BY-NC-SA]).

Wie aus französischen Kolonisten Potsdamer Bürger wurden von Silke Kamp .....	S. 83
„So bin ich eines Refugierten Sohn aus Frankreich“ – Ein französischer Lichtzieher im Streit mit dem Seifensiedergewerk Ein Beitrag zu den Hugenotten in Potsdam von Silke Kamp .....	S. 89
Suzette Henry. Prägung und Aneignung von Meike Rugenstein .....	S. 112
Neue Bücher und Aufsätze .....	S. 124
Buchbesprechungen .....	S. 125
Kurzmitteilungen .....	S. 128
7. Juni bis 30. Dezember 2019 fontane.200 / Brandenburg – Bilder und Geschichten. Ausstellung im Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte in Potsdam .....	S. 129
7. September bis zum 31. Oktober 2019 Karl-Barth-Ausstellung im Deutschen Hugenotten-Museum .....	S. 130

### **Anschriften der Verfasser**

Dr. Renate Buchenauer, Großseelheimer Straße 8, 85030 Marburg

Dr. Andreas Flick, Hannoversche Straße 61, 29221 Celle

Dr. Silke Kamp, Beyrodtstr. 51, 12277 Berlin

Meike Rugenstein, Gutenbergstraße 77, 14467 Potsdam

**Impressum:** Die Zeitschrift HUGENOTTEN (vormals DER DEUTSCHE HUGENOTT) wird herausgegeben von der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft e.V., Hafenplatz 9a, 34385 Bad Karlshafen. Homepage der DHG: [www.hugenotten.de](http://www.hugenotten.de) Fon: 05672-1433 / Fax: 05672-925072 / E-Mail: [dhgev@t-online.de](mailto:dhgev@t-online.de). Konto: Kasseler Sparkasse, IBAN: DE68 5205 0353 0118 0605 21, SWIFT-BIC: HELADEF1KAS. HUGENOTTEN erscheint als Mitgliederzeitschrift vierteljährlich. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag von derzeit Euro 48,- enthalten. Einzelheft 6,- €. Auflage: 1000. Schriftleitung: Dr. Andreas Flick, Hannoversche Str. 61, 29221 Celle, E-Mail: [Refce@t-online.de](mailto:Refce@t-online.de) – Fon 05141/25540 – Fax 05141/907109; ISSN: 1436-3437; Redaktionsschluss 15. Mai 2019.

## Wie aus französischen Kolonisten Potsdamer Bürger wurden

Von Silke Kamp

Das 1685 erlassene Edikt von Potsdam garantierte den französischen Glaubensflüchtlingen im Kurfürstentum Brandenburg freie Niederlassung. Hierbei empfahl es eine Reihe von Städten, die dafür besonders geeignet seien. Ausgerechnet sein Ausstellungsort Potsdam findet keine Erwähnung.

Tatsächlich dauerte es lange, bis sich in Potsdam ein stabiles französisches Gemeinwesen etablierte. Es waren auch nicht mehr Hugenotten, die aus Frankreich geflohen waren, sondern deren Kinder und Kindeskinde, die die französische Kolonie in Potsdam aufbauten. Viele von ihnen kamen in Berlin, der größten und wichtigsten Kolonie des Landes, zur Welt oder haben dort zumindest bereits gelebt, bevor sie nach Potsdam zogen. Diese Potsdamer Kolonisten, die bereits wenigstens der zweiten Generation der Hugenotten angehörten und deren Geburtsland schon Brandenburg war, wie sehr begriffen sie die Mark als ihre Heimat und kamen sie nach Potsdam, um zu bleiben? Wie waren also die Lebensbedingungen der Hugenotten in Potsdam? Wann und aus welchen Gründen kamen sie hierher und wie wurden aus ihnen überzeugte und angesehene Städtebürger? Diesen Fragen möchte ich im Folgenden nachgehen.

### Potsdam wird hugenottisch

Die ersten Hugenotten in Potsdam suchten eine Verbindung zum kurfürstlichen Hof. Noch hatte sich das Residenzstädtchen an der Havel, wie viele brandenburgische Orte, noch nicht von den Folgen des Dreißigjährigen Krieges erholt und so stellte der Hof für die Hugenotten den wichtigsten Arbeitgeber dar. Als Bettenmacher<sup>1</sup> oder Kaninchenwärter standen sie in kurfürstlichen Diensten und hielten sich zur reformierten Gemeinde des Hofes, die damals in der Kapelle des Stadtschlusses ihre Gottesdienste feierte.

Erst als Potsdam 1713 Garnisonstadt wurde, waren die Voraussetzungen gegeben, dass sich eine größere Zahl von Hugenotten in Potsdam ansiedeln konnte. Dennoch sollte es noch zehn Jahre dauern, bis 1723 mit ca. 30 Personen genügend für die Gründung einer französischen Gemeinde ansässig waren.

Die Gründung einer französischen Kolonie, wie sie das Edikt von Potsdam vorsah, und selbst einer französischen Gemeinde, war für den Landesherrn eine kostspielige Angelegenheit, denn er hatte sich in diesem Edikt dazu verpflichtet, das dafür notwendige Kirchen- bzw. Justizpersonal zu bezahlen. Daher entstanden nur dort französische Gemeinden und französische

Kolonien, wo eine gewisse Mindestzahl an Hugenotten erreicht war, in Potsdam wie erwähnt 30 Personen. Doch obwohl Potsdam mittlerweile eine Garnison beherbergte und der König den Ausbau der Stadt und die Versorgung der im Quartier liegenden Regimenter durch Fabrikanten vor Ort massiv förderte, stieg die Zahl der in Potsdam lebenden Hugenotten nur langsam an. Der Grund lag neben den bereits erwähnten begrenzten beruflichen Perspektiven darin, dass bis auf einen Gottesdienst in französischer Sprache durch einen eigenen Pastor und Schulunterricht durch einen französischen Lehrer noch keines der Privilegien des Edikts von Potsdam an seinem Ausstellungsort umgesetzt war. Erst eine Kolonie garantierte ein eigenes Bürgerrecht und einen eigenen französischen Richter und die auf 15 Jahre befristeten wirtschaftlichen Vergünstigungen des Edikts. Wer nicht gerade mit seiner Familie vom König mit jährlichen Zahlungen von mehreren hundert Reichstalern und Lieferkontrakten für die Armee nach Potsdam gelockt wurde, blieb in einer der bereits existierenden französischen Kolonien des Landes, wie etwa in den vier Berliner Kolonien oder in Spandau.

Obwohl sich niederlassungswillige Handwerker gleichwelcher Religion oder Nation nur in beim Viertelkommissar ausliegenden Listen einzutragen brauchten, um mit etwas Glück und überzeugender Geschäftsidee eines der neugebauten Häuser nördlich der heutigen Charlottenstraße zu erhalten, hatte die Stadt Potsdam in Sachen Imagepflege wohl noch Nachholbedarf. So heißt es in einem Schreiben des für die Koloniegründung zuständigen Kolonieprotektors Polentz an das für die Verwaltung der französischen Kolonien zuständige Ministerium: *„Potsdam ist nicht so schlimm als es im Bericht ist alle H[erren] Franzosen sollen gewiß sehr honet und höflich tractirt werden, dafür will ich garant seyn.“*<sup>2</sup> Dies ist zugleich die einzig bekannte Äußerung aus der Zeit der Hugenotten, die darauf schließen lässt, dass die Ansiedlung französischer Glaubensflüchtlinge in dieser Stadt auch auf Skepsis, wenn nicht sogar vereinzelt auf Ablehnung stieß. Worauf sich diese Äußerung konkret bezieht, lässt sich heute leider nicht mehr klären. In der Tat finden sich auch Belege dafür, dass das Zusammenleben zwischen Kolonisten und Einheimischen nicht immer spannungsfrei war, auf der anderen Seite überwiegen die Beispiele für gute Nachbarschaft und eine gelungene Aufnahme in die Stadtgesellschaft. Darauf möchte ich im Folgenden näher eingehen.

## **Probleme bei der Ansiedlung**

Die Hugenotten schufen in ihren Aufnahmelandern schnell ein Netzwerk aus Hilfeleistungen für Bedürftige, das im Einzelfall selbst Nicht-Hugenotten offenstand. Auch in Potsdam organisierte die französische Gemeinde kostenlosen Schulunterricht für Kinder aus armen Verhältnissen und über die Gemeindegelbesen und Spenden Unterstützung für die Ärms-

ten der Gemeinde. Dies stärkte die Akzeptanz der Hugenotten in der Stadt. Das von der Migrationsforschung bei Migranten festgestellte Bestreben, sich im Aufnahmeland unauffällig zu verhalten,<sup>3</sup> wurde bei den Hugenotten zusätzlich verstärkt durch die soziale Kontrolle der französischen Gemeinde, die ihre Mitglieder bei moralischem Fehlverhalten vor die Gemeindeleitung zerte. Allerdings wurde diese Form der Disziplinierung ab Mitte des 18. Jahrhunderts als nicht mehr zeitgemäß empfunden und allmählich aufgegeben. Auch das französische Gericht, das bei Streitigkeiten der Kolonisten untereinander und zwischen Franzosen und Einheimischen angerufen werden konnte, verzeichnet in seinem Protokollbuch nur wenig Konfliktträchtiges. Wenn, dann ging es dabei meist um ausstehende Mietzahlungen.

Während sich die Handwerker einer Berufsgruppe in den französischen Kolonien in Berlin als Freimeister zunächst in eigenen, französischen Zünften organisierten, die dann nach und nach mit den deutschen Gewerken fusionierten, so dass die Integration problemlos gelang, war dies in kleineren Städten, wo es in den französischen Kolonien nur ein paar Handwerker einer Profession gab, nicht möglich. Dies erschwerte etwa in Potsdam die Aufnahme der Hugenotten in die Zünfte nach Auslaufen der Freijahre. Überdies sahen sich die Zünfte in den 1730er Jahren intensiver staatlicher Kontrolle ausgesetzt. Zudem war die künstlich auf die Bedürfnisse der Garnison ausgerichtete Wirtschaft ab den 1740er Jahren von Auftragseinkünften gezeichnet, was den Druck auf die Zünfte umso mehr erhöhte und deren Aufnahmebereitschaft, gerade gegenüber ausländischen Handwerkern, schwächte. Für Potsdam bedeutet dies, dass die Generation der Koloniegründer, also die zweite Einwanderergeneration, hier nahezu komplett von der Aufnahme in die Zünfte ausgeschlossen war.

Am Beispiel Potsdams zeigt sich sehr anschaulich, dass die Ansiedlung der Hugenotten nicht zum Nulltarif zu haben und dem Aufbau ihrer spezialisierten Gewerke nur dann Erfolg beschieden war, wenn es auch einen Markt für ihre Produkte gab. Während Friedrich Wilhelm I. noch den Aufbau einer französischen Kolonie in Potsdam bevorzugt förderte und für dieses eine Prozent seiner französischen Untertanen 14 Prozent der für sämtliche französischen Kolonien vorgesehenen Mittel einsetzte, fuhr Friedrich II. diese Ausgaben auf die dem Proporz der Potsdamer Kolonie entsprechende Subventionsquote zurück.<sup>4</sup> Noch vor der eigentlich im Edikt festgesetzten 15-Jahres-Frist beendete er die Einquartierungsfreiheit und die Kolonie verlor binnen weniger Jahre die Hälfte ihrer Mitglieder. Ihnen war die ökonomische Basis für ein Leben in Potsdam entzogen. Statt der Textilhandwerker dominierten nun die geistigen Berufe innerhalb der Kolonie, die sich stark auf den Hof ausrichtete. Manche Textilhandwerker erkannten, dass sie als Vermittler der französischen Kultur in der Residenzstadt an der Havel auskömmlicher existieren konnten, und hingen ihren angestammten

Beruf an den Nagel, um sich fortan als Tanz- oder Sprachmeister zu verdingen. Auf dem Niveau von etwa 150 Personen konnte sich die französische Kolonie in Potsdam bis zu ihrer Auflösung 1809 behaupten und zu einem stabilen Gemeinwesen werden.



*Oberbürgermeister  
Wilhelm Sankt Paul,  
Öl auf Leinwand,  
August Moores 1850  
(Potsdam Museum  
Inv.-Nr. 81-938-K).*

### **Gekommen, um zu bleiben**

Die Auflösung der französischen Kolonien erfolgte mit Einführung der Städteordnung im Zuge der Stein-Hardenbergschen-Reformen. Dabei wurde das französische Bürgerrecht abgeschafft und die französischen Gerichte nach und nach aufgelöst. In den 79 Jahren des Bestehens der französischen Kolonie hatten Hugenotten und Potsdamer vergleichsweise wenig Zeit, sich aneinander zu gewöhnen, doch scheinen die Nachfahren der französischen Glaubensflüchtlinge vor allem hier akzeptierte Bürger der Stadt gewesen zu sein, wie die erste Stadtverordnetenwahl im März 1809 zeigt. Gleich zwei ehemalige französische Koloniebürger, der Lederfabrikant Abraham Huguenell<sup>5</sup> und der Beisitzer des Französischen Gerichts

Wilhelm Sankt Paul, wurden in die erste Stadtverordnetenversammlung der Stadt Potsdam gewählt. Sankt Paul, der zuvor als Quartiermeister die Lasten der napoleonischen Besatzung Potsdams von 1806 bis 1808 zu stemmen half und dessen Urgroßvater Tanneux de Saint Paul als Sprachmeister am kurfürstlichen Hof zu den ersten Hugenotten in Potsdam gezählt hatte, wurde von der Mehrheit der Abgeordneten sogar zum Oberbürgermeister der Stadt Potsdam gewählt.<sup>6</sup> Beinahe also wäre unmittelbar nach Ende der französischen Besatzung ein Nachfahre eines französischen Glaubensflüchtlings in das höchste Amt der Stadt gewählt worden. Ein Vorgang, der einmalig ist in der Geschichte Brandenburs. Dies zeigt nicht nur, wie sehr sich Sankt Paul als Bürger der Stadt empfand, sondern auch, dass er von seinen Mitbürgern als einer der Ihren voll und ganz akzeptiert war. Doch König Friedrich Wilhelm III., der laut Städterordnung bei der Ernennung das letzte Wort hatte, setzte sich über den Willen seiner Untertanen hinweg und bestimmte stattdessen den Drittplatzierten Jakob Brunner zum Oberbürgermeister. Erst 1822 wurde Sankt Paul zum Nachfolger Brunners gewählt und blieb in diesem Amt bis 1844.<sup>7</sup>



*Die Französische Kirche wurde der Französischen Gemeinde Potsdam 1753 von Friedrich II. geschenkt (Foto: Dr. Silke Kamp).*

Hatte die französische Kolonie also aufgehört zu existieren und war die Transformation von französischen Kolonisten zu Bürgern gelungen, war die französische Gemeinde weiterhin bestrebt, die französische Sprache unter ihren Mitgliedern lebendig zu halten. Gottesdienste in deutscher Sprache sollten den Mitgliederschwund eindämmen, mit dem die Gemeinde schon ab Mitte des 18. Jahrhunderts zu kämpfen hatte. 1870 wurden die Gottesdienste auf Französisch ganz eingestellt.<sup>8</sup> In den 1930er Jahren entdeckten die französischen Gemeinden in Berlin und Brandenburg ihre Wurzeln neu

und wendeten sich verstärkt Frankreich und der französischen Sprache zu.<sup>9</sup> Das Hugenottenkreuz, einst Erkennungszeichen der Hugenotten aus der Zeit ihrer Unterdrückung in Frankreich, wurde als Symbol für die französischen Gemeinden nun auch in Deutschland populär. Heute ziert es den Eingang des Gemeindehauses der französisch-reformierten Gemeinde Potsdam. Neben der Französischen Kirche am Bassinplatz ist das Gemeindehaus mit Hugenottenkreuz das einzige sichtbare Zeichen für die hugenottische Geschichte Potsdams, die bis heute weitergeschrieben wird.

- 
- <sup>1</sup> Ein Bettenmacher war ein Handwerker, der sich insbesondere um das Ausstaffieren der Betten mit kostbaren Seidenstoffen kümmerte.
- <sup>2</sup> GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 23, Nr. 6, fol. 37f. Hier ist offenbar ein bestimmter Bericht gemeint, in dem Potsdam schlecht wegkommt. Unklar bleibt jedoch, worauf genau sich Polentz bezieht. Das Conseil français (Französische Ministerium) existierte seit 1690.
- <sup>3</sup> Siehe hierzu die Schriftenreihe des Instituts für Migrationsforschung (IMIS) und zuletzt Anne-Christin SAß: Selbsthilfe und soziale Kontrolle. Migrationspolitiken jüdischer Hilfsorganisationen in Berlin 1880-1930, in: Jochen OLTMER: Migrationsregime vor Ort und lokales Aushandeln von Migration, Wiesbaden 2018, S. 105-132.
- <sup>4</sup> Obwohl Friedrich II. für seine Frankophilie bekannt war, lässt sich unter ihm keine Bevorzugung von Hugenotten bei Hof, Militär und Verwaltung ausmachen. Allerdings unterhielt der Monarch zu einigen Hugenotten lebenslange freundschaftliche Beziehungen, über die andere Hugenotten Bitten an den König herantrugen. Vgl. hierzu und zu weiteren Literaturhinweisen Silke KAMP: Babylon oder das gelobte Land? Hugenottische Adlige zwischen Frankreich und Preußen, in: Martin WREDE/Laurent BOURQUIN (Hgg.): Adel und Nation in der Neuzeit. Hierarchie, Egalität und Loyalität vom 16. bis zum 20. Jahrhundert (= Francia-Beiheft), Ostfildern 2016, S. 209-223, hier S. 214-216.
- DIES.: Le Royaume de cieux – Friedrich II. und die Hugenotten in Brandenburg, in: Frank GÖSE (Hg.): Friedrich der Große und die Mark Brandenburg. Herrschaftspraxis in der Provinz, Berlin 2012, S. 69-83.
- <sup>5</sup> Abraham Huguennell stammte aus dem Elsaß und kam 1761 nach Potsdam. Auf der Insel Hermannswerder betrieb er eine Fabrik, die englisches Leder herstellte. Nachfahren leben heute noch in Berlin. Zur Wahl Huguennells vgl. Silke KAMP: Die verspätete Kolonie. Hugenotten in Potsdam 1685-1809 (= Quellen und Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, Band 42), Berlin 2011, S. 353.
- <sup>6</sup> Vgl. zur ersten Stadtverordnetenwahl mit neuen Quellenfunden Silke KAMP: Zwischen Thron und Ballotage. Die erste Wahl der Stadtverordnetenversammlung in Potsdam, in: Christiane BÜCHNER/Andreas MUSIL (Hgg.), 200 Jahre Stadtverordnetenversammlung von Potsdam im Wandel der Zeit (= KWI-Schriften 5), Potsdam 2010, S. 39-56, hier insbesondere S. 50-55.
- <sup>7</sup> Nachfahren der Familie Sankt Paul leben heute in Süddeutschland. Zur Geschichte der Familie vgl. Friedhild-Andrea ANDERS: Die Familie Saint Paul. Spuren von drei Generationen in Potsdam, in: Mitteilungen der Studiengemeinschaft Sanssouci e.V. Verein für Kultur und Geschichte Potsdams, 2. Jg. Heft 1 (1997), S. 5-23.
- <sup>8</sup> Zuletzt wurden die französischen Gottesdienste fast ausschließlich von ein paar Gymnasialisten besucht, die so ihre Sprachkenntnisse verbessern wollten (KAMP 2011, S. 335).
- <sup>9</sup> Ursula FUHRICH-GRUBERT: Joseph Chambon – Eine Biographie, in: Der Deutsche Hugenott, Nr. 1 (1992), S. 6-21 und Nr. 2 (1992), S. 35-41.

# „So bin ich eines Refugirten Sohn aus Franckreich“ – Ein französischer Lichtzieher im Streit mit dem Seifensiedergewerk

## Ein Beitrag zu den Hugenotten in Potsdam<sup>1</sup>

von Silke Kamp

Im Jahr 1745 bittet der hugenottische Lichtzieher Pierre Petitjean den Kriegsrat Neubauer um Unterstützung gegen das Potsdamer Seifensiedergewerk, das ihn bei seiner Arbeit behindere. Denn, so argumentieren die Seifensieder, um Seife verkaufen zu können, müsse er sich erst in ihre Innung aufnehmen lassen. Gleichzeitig sperre sich ein Teil der Meister vehement gegen jegliche gütliche Einigung mit ihm. Um dem Konflikt des Lichtziehers mit den Seifensiedern auf den Grund zu gehen, müssen wir jedoch zunächst noch weiter in die Vergangenheit zurück, in eine Zeit, in der es weder eine Französische Kolonie noch einen französischen Lichtzieher in Potsdam gab – in das Jahr 1685. In einem ersten Schritt möchte ich klären: Warum kamen französische Glaubensflüchtlinge nach Brandenburg-Preußen und speziell nach Potsdam? Und was bedeutet eigentlich das Wort Hugenotte?

### 1. Das Aufnahmedikt des Kurfürsten Friedrich Wilhelm

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts verbreitete sich in Frankreich im Zuge der Reformation der Protestantismus nach der Lehre des Reformators Johannes Calvin. Erst Ende desselben Jahrhunderts erlangte das reformierte Bekenntnis seine Tolerierung im Edikt von Nantes. Dazwischen lagen Jahrzehnte sozialer Unruhen, die in Religionskriegen zwischen Katholiken und „Hugenotten“, wie die Katholiken die Anhänger der Lehre Calvins geringschätzig nannten, gipfelten. Der Sinn des Wortes Hugenotte ist noch nicht geklärt. Die etymologischen Deutungsversuche reichen von „kleiner Hugo“ über „Werwolf“ bis zu „Eidgenosse“.<sup>2</sup> Die gewalttätigen Zeiten sollten ein für alle Mal vorbei sein und die Reformierten friedlich mit den Katholiken zusammenleben, so hofften die Hugenotten jedenfalls. Mit der Thronbesteigung Ludwigs XIV., des Sonnenkönigs, verschlechterte sich jedoch die Situation für die Calvinisten in Frankreich zunehmend. Das Revokationsedikt von Fontainebleau vom 18. Oktober 1685 hob die Duldung des reformierten Bekenntnisses auf. Die Protestanten waren gezwungen, zum katholischen Glauben zu konvertieren, ansonsten drohte ihnen als Strafe der Kerker oder die Galeere. Es folgte eine regelrechte Auswanderungswelle.

Am 29. Oktober 1685<sup>3</sup> erließ der brandenburgische Kurfürst Friedrich Wilhelm ein „*Edict betreffend diejenigen Rechte, Privilegia und andere Wohlta-*

*ten, welche Se. Churfürstl. Durchl. zu Brandenburg denen Evangelisch-Reformirten Frantzösischer Nation, so sich in Ihren Landen niederlassen werden, wegen der Jurisdiction und sonst, daselbst zu verstaten gnädigst entschlossen seyn*“.<sup>4</sup> Dieses vom Großen Kurfürsten erlassene „Edikt von Potsdam“<sup>5</sup> garantierte den Réfugiés, wie sich die Glaubensflüchtlinge selbst nannten, neben freier Religionsausübung umfangreiche Privilegien. So gewährte es neben steuerlichen Vergünstigungen und Hilfen beim Aufbau von Manufakturen und Häusern den französischen Familien in den Städten auch einen eigenen Pastor sowie einen eigenen Richter. Um möglichst viele Hugenotten nach Brandenburg-Preußen zu holen, ließ der Kurfürst das Edikt umgehend auf Deutsch und Französisch in Umlauf bringen. Es hatte quasi schon in der Schublade gelegen. Nur so erklärt sich der Abstand von gerade mal drei Wochen zwischen dem Revokationsedikt Ludwig XIV. und dem Aufnahmeedikt des Kurfürsten.

Was hatte Friedrich Wilhelm zu diesem Schritt bewogen? Die Mehrheit der Bevölkerung in der Mark Brandenburg war lutherisch, die Hohenzollern folgten aber bereits seit ein paar Generationen dem reformierten Bekenntnis.<sup>6</sup> Mit dem Edikt von Potsdam nahm der Große Kurfürst nicht nur in einem humanitären Akt seine „*Evangelisch-Reformirte Glaubens-Genossen Frantzösischer Nation*“ auf, wie es in seinem Aufnahmeedikt heißt. Darüber hinaus nutzte der Kurfürst die Gunst der Stunde, um mit dieser Einladung die Bevölkerungsverluste durch den Dreißigjährigen Krieg zu kompensieren und sich zugleich eine Hausmacht zu schaffen, die ihm zu Loyalität und Dank verpflichtet war.<sup>7</sup>

Von den ca. 200.000 Hugenotten, die Frankreich verließen, flohen schätzungsweise 20.000 nach Brandenburg-Preußen. Bereits 1697 ließen sich in Berlin mehr als 4.000 „Réfugiés“, zu Deutsch: „Flüchtlinge“, nachweisen, das entsprach einem Viertel der Gesamtbevölkerung.<sup>8</sup> Obwohl das Edikt den Hugenotten freistellte, sich dort niederzulassen, wo es ihnen beliebte, empfahl es auch gleich Orte, die besonders zur Ansiedlung geeignet seien: „*Und gleichwie Wir dafür halten, daß in gedachter Unserer Chur-Marck-Brandenburg die Städte Stendal, Werben, Rathenow, Brandenburg und Franckfurt, und in dem Herzogthum Magdeburg die Städte Magdeburg, Halle und Calbe, wie auch in Preussen die Stadt Königsberg, so wol deshalb weil daselbst sehr wohlfeil zu leben, als auch, wegen der allda sich befindenden facilität zur Nahrung und Gewerb vor sie am beqvemsten seyn werden.*“<sup>9</sup> Potsdam fehlt in dieser Aufzählung. Während es in den meisten der im Edikt genannten Städte bereits 1686 eine Französische Kolonie oder Gemeinde gab, gründete sich die Potsdamer Französische Gemeinde erst 1723. Potsdam ist mit Gumbinnen in Ostpreußen, Pasewalk und Stettin eine der jüngsten Gemeinden, aber eine der wenigen, die bis heute noch existiert.<sup>10</sup> Warum folgte die Gründung einer Französischen Gemeinde in Potsdam nicht unmittelbar auf das Edikt von 1685? In dem folgenden

Abschnitt möchte ich den Forschungsstand zu den Hugenotten in Potsdam kurz umreißen und die bisherigen Erklärungsversuche zu der verspäteten Koloniegründung in Potsdam bewerten. Diese Ausführungen wird ein Blick auf die Quellenlage abrunden.

## **2. Die Anfänge der Französischen Gemeinde in Potsdam**

Überstrahlt von Berlin als der Französischen Kolonie schlechthin, führte Potsdam in der Forschung nur ein Nischendasein. Selten wurde diese Stadt von der Warte der Hugenottengeschichte als veritables Forschungsfeld erachtet. Über ihre Französische Gemeinde ist zwar einiges geschrieben worden, doch eigenständige Untersuchungen zu diesem Thema machen sich rar.

Eine lobenswerte Ausnahme bildet da der Beitrag von Hans-Joachim Schreckenbach im Katalog zur Ausstellung „Das Edikt von Potsdam“. <sup>11</sup> Auf vier Seiten musste sich sein Verfasser zwar bescheiden, doch ist er meines Wissens der erste Historiker, der sich dieses Themas angenommen und dazu Archivrecherchen betrieben hat.

Ein ehrgeiziges Projekt zur Aufarbeitung der Geschichte der Französischen Gemeinde nahm ihr langjähriger Pastor Karl Manoury in Angriff. <sup>12</sup> Nur zum Teil gelangten diese Nachforschungen noch zu seinen Lebzeiten zur Veröffentlichung. Manoury standen noch Quellen zur Verfügung, die heute als verschollen gelten, daher sind seine Aufzeichnungen eine wertvolle Sekundärquelle. Trotz aller Akribie können seine Archivmitteilungen wissenschaftlichen Kriterien freilich nicht immer standhalten, zumal er sich auf die Auswertung des Archivs seiner Gemeinde beschränkte. <sup>13</sup>

Ansonsten paraphrasierte die Forschung weitestgehend die Ausführungen Eduard Murets zur Potsdamer Kolonie, ohne sich der Mühe zu unterziehen, auf Murets Vorlage zurückzugehen, die Denkschrift von Jean George Erman. <sup>14</sup> Nun aber zu den in der Forschung geäußerten Thesen, die Entstehung der Französischen Gemeinde betreffend. Sie sind eigentlich kaum von der Frage nach dem Quellenbestand zu trennen und sollen daher gemeinsam abgehandelt werden.

Es ist schwierig, Aussagen über die in Potsdam lebenden Hugenotten für die Zeit vor 1732 zu treffen, da erst in diesem Jahr die Erfassung der in der Kolonie lebenden Personen durch das dortige Französische Gericht begann. <sup>15</sup> Das Konsistorium führte über seine Sitzungen leider erst ab 1736 Protokoll. <sup>16</sup> Bis in das Gründungsjahr der Französisch-Reformierten Gemeinde reichen zwar deren Kirchenbücher zurück, doch sind hier nur die Taufen, Eheschließungen und Beerdigungen erfasst. <sup>17</sup> Wem also nicht gefiel, Kinder entweder in die Welt zu setzen oder sie über die Taufschale zu halten, zu heiraten oder zu sterben, bleibt vor dem Auge des Historikers

verborgen. Wie kann man den Hugenotten in Potsdam aber dennoch auf die Schliche kommen?

Schon Jean George Erman, von 1783 bis 1805 Pastor der Potsdamer Hugenottengemeinde, verwies auf die Deutsch-Reformierten Gemeinden der Stadt, in denen manche Hugenotten sogar nach Gründung der Französischen Gemeinde verblieben waren. Dies ergebe sich aus den Verzeichnissen seiner Gemeinde.<sup>18</sup> Das bedeutet, es muss deutlich mehr Hugenotten in Potsdam gegeben haben als uns die Kirchenbücher der Französischen Gemeinde offenbaren und dies schon lange vor 1723. Aus den erhaltenen Akten der Französischen Kirche kann ich jedoch keinen Hinweis entnehmen, der die Aussage Ermans stützen würde. Auch als im Jahre 1726 die Gläubigen aus der ehemaligen Stadtschlossgemeinde zwischen der Garnisonkirche und der neu erbauten Heilig-Geist-Kirche aufgeteilt wurden, befanden sich unter den Kommunikanten nur drei, die ich als hugenottisch identifizieren kann. Sie tauchen früher oder später in den Kirchenbüchern der Französisch-Reformierten Gemeinde auf. Es sind die Namen Didelot, Biette und Girand.<sup>19</sup> Nur: Sie bezeichnen die Ehefrauen. Wenn also nach Gründung der Französischen Gemeinde Reformierte in ihrer alten Kirche verblieben, so sind es neben den übrigen Deutsch-Reformierten die von den Hugenotten gehehllichten Bürgerstöchter. Dass Frauen auch nach ihrer Heirat in ihren angestammten Gemeinden blieben und den Gottesdienst getrennt von ihren Männern feierten, ist für diese Zeit jedoch nichts Ungewöhnliches.<sup>20</sup> Wenn sich auch Ermans Behauptung, einige Franzosen blieben nach 1723 weiterhin in den deutschen Gemeinden, heute nicht mehr nachprüfen lässt, wird der Rolle der ältesten reformierten Gemeinde in Potsdam, der Schlossgemeinde als Auffangbecken für die ankommenden Réfugiés, noch nachzugehen sein.

Als Quelle für die Hugenotten in Potsdam vor 1732 kommt jedoch ein Verzeichnis der im Zeitraum von 1721 bis 1724 gebauten Potsdamer Häuser in Betracht. Es ist zum Teil nach Straßen geordnet und führt die Hausbesitzer mit ihren Berufen an. In ihm finden sich auch Namen von französischen Gemeindegliedern. Bereits 1722 bewohnte der Seifensieder und Lichtzieher Henrion sein Haus in der „*Gärtner Straße*“ (Henning-von-Treskow-Straße).<sup>21</sup> 1723 taucht der Name Biette als Hauseigentümer auf. Die Werkstatt des Hoftapezierers und Bettenmachers befand sich in der Breiten Straße. Schon 1687 ließ Antoine Biette sein Kind in der Schlosskapelle taufen, für das das Kurfürstenpaar die Patenschaft übernahm. Biette ist damit der erste in Potsdam nachweisbare Réfugié.<sup>22</sup> Bis 1724 kamen hinzu: Rocheblave mit seiner Strumpffabrik in der „*Fleischer Straße*“ und Jean Petitjean, Lichtzieher in der „*Schuster Straße*“ (beide Straßen verliefen vom Alten Markt in östlicher Richtung), der Baumeister Pierre Gayette in der Jägerstraße (die damals noch weiter südlich bis an den Stadtgraben heranreichte), der Etamin- und Creponmacher<sup>23</sup> Antoine Payan in der Breiten

Straße und der Knopfmacher Didelot im „*Quartier hinterm Waysenhaus*“ (gemeint ist das Militärwaisenhaus in der Dortustraße). Am „*Nauenschen Damm*“ (Friedrich-Ebert-Straße südlich der Charlottenstr.) wohnte der Büchsenmacher Abraham du Commun. Der Hutmacher Henri Dufais besaß als einziger Hugenotte ein Haus im „*Französischen Quartier*“.

Das Problem bei so einem Häuserverzeichnis ist jedoch, dass es nur die Hausbesitzer angibt, nicht aber alle Bewohner. Das ist für die Erfassung der Hugenotten umso dramatischer, weil Friedrich Wilhelm I. ihnen, wie auch den Niederländern im Holländischen Viertel, Neubauwohnungen nur als Mieter und nicht als Eigentümer überließ. Dies Problem besteht vornehmlich für die zwischen 1725 und 1742 angelegten Häuserverzeichnisse.<sup>24</sup> Diese Art der Wohnungsvergabe deutet darauf hin, dass erst für die Hugenotten Häuser gebaut werden mussten, damit sich die Réfugiés hier niederlassen konnten. Machen wir uns noch einmal das Ausmaß und rasante Tempo dieser Stadterweiterung bewusst.

Zu Zeiten des Aufnahmeediktes von 1685 gab es in Potsdam 174 Häuser.<sup>25</sup> Bis 1713, dem Jahr des Regierungsantrittes des Soldatenkönigs Friedrich-Wilhelm I., dauerte es, bis mit 199 Häusern in etwa der Stand vor dem Dreißigjährigen Krieg erreicht war.<sup>26</sup> Während seiner Regentschaft herrschte in Potsdam ein regelrechter Bauboom. In den nächsten beiden Jahrzehnten verdoppelte sich die Häuserzahl jeweils fast: 1722 waren es 333 Häuser, 1730 schnellte ihre Zahl auf 553. Bis zum Tode Friedrich-Wilhelms I. im Jahre 1740 verdreifachte sie sich beinahe noch einmal auf 1429 Häuser.<sup>27</sup> Auf den ersten Blick scheint also erst mit den Stadterweiterungen unter dem Soldatenkönig ausreichend Wohnraum für die Ansiedlung von Hugenotten in Potsdam geschaffen worden zu sein. Da dieser folglich bei Verabschiedung des Potsdamer Edikts noch fehlte, wurde Potsdam daher, wie Schreckenbach vermutete, als ungeeignet zur Ansiedlung von Hugenotten erachtet?<sup>28</sup>

So einleuchtend dies im ersten Moment klingen mag, relativiert sich dieses Bild, wenn man den Potsdamer Wohnungsmarkt mit der Situation in den im Edikt erwähnten Städten vergleicht. Die Hugenotten wurden vielmehr ins Land geholt, gerade damit sie die wüsten Stellen wieder aufbauten. Daher herrschten auch im halbverwüsteten Potsdam hierzu ideale Voraussetzungen. So ist auch der Ausweis Brandenburgs als „wohlfeil zu leben“ zu verstehen. Die Stadt Brandenburg war im Zuge des Dreißigjährigen Krieges zu zwei Dritteln zerstört worden.<sup>29</sup> Dies und seine strategische Bedeutung als Havelübergang waren neben seiner Bedeutung vor dem Großen Krieg entscheidend für eine Bekräftigung der im Edikt ausgesprochenen Anwerbung durch ein Dekret im Dezember desselben Jahres.<sup>30</sup> Bei genauerer Betrachtung erscheint die Hervorhebung der Vorzüge Brandenburgs im Edikt von 1685 eher als Finte eines „Immobilienmaklers“. Dass hierin über Potsdam

Stillschweigen bewahrt wurde, hängt meines Erachtens vielmehr damit zusammen, dass mit seiner Erhebung zur Residenz dem „Aufbau Ost-Havelland“ schon Genüge getan war, es in den Augen des Kurfürsten daher keiner zusätzlichen Anwerbung französischer Neusiedler für Potsdam in großem Umfange bedurfte. Die Anwesenheit des Hofes allein würde Hugenotten anziehen und somit die städtische Ökonomie beflügeln.<sup>31</sup> Im Übrigen blieb auch Berlin unerwähnt und entwickelte sich dennoch zur größten Französischen Kolonie in Brandenburg-Preußen.

In der Tat scheint die Entwicklung der Potsdamer Hugenottengemeinde mit der Nutzung Potsdams als Residenz gekoppelt zu sein. Gegen Ende seiner Regentschaft wurde das Potsdamer Schloss Hauptwohnsitz des Großen Kurfürsten. Hier hatte sich der Kurfürst auch eine Kapelle eingerichtet, in der der Hof zusammen mit einer kleinen reformierten Stadtgemeinde Gottesdienst feierte. Zu dieser Gemeinde gesellten sich auch die nach Potsdam kommenden Hugenotten.<sup>32</sup> Dies blieb auch unter dem neuen Hausherrn Friedrich I. so. Insgesamt dürfte ihre Zahl etwa 20 Personen betragen haben. Für Friedrich I. war Potsdam jedoch nur eine Residenz unter vielen, mithin nimmt die Entwicklung der Französischen Gemeinde in dieser Stadt erst wieder unter seinem Sohn, dem Soldatenkönig, an Fahrt auf. Laut Erman gründete Friedrich Wilhelm I. die Französische Gemeinde, weil ihn die hier ansässigen Hugenotten quasi dazu aufforderten. Sie baten ihn nämlich 1723 um einen Prediger. Dies ist leider nur eine weitere nicht belegbare Aussage. Überdies scheint mir die Initiative vom König selbst ausgegangen zu sein, der mit dieser Gemeindegründung in erster Linie ökonomische Interessen verfolgte.

Bis in das Jahr 1721 reichen Pläne zurück, in Potsdam mehrere Fabrikanten anzusiedeln. Im Gespräch waren die Namen: Jean Rocheblave, Godtfrid Huth, Julius Golzer, Jean Payan sowie Jean Baby.<sup>33</sup> Mit ihren Haushalten zusammen bildeten sie eine Gruppe von 30 Personen. Von den meisten sind zudem Bewilligungen für finanzielle Unterstützung bei der Verlegung ihres Gewerbes nach Potsdam erhalten. Hier stößt man aber auch auf neue Namen. Dem Seidenfabrikanten André Bruyer wurden 1720 100 Reichstaler zugebilligt.<sup>34</sup> Pierre Massin, Leinen- und Seidenfabrikant, bekam für seinen Umzug von Dresden nach Potsdam sogar 300 Reichstaler zugesprochen.<sup>35</sup> Antoine Payan erhielt ebenfalls 300 Reichstaler und bestand auf einem Haus mit zwei Öfen.<sup>36</sup> Die höchste „Ablösesumme“ strich jedoch der Strumpffabrikant Rocheblave ein: 400 Reichstaler.<sup>37</sup> Nach dem gegenwärtigen Forschungsstand bildeten diese Fabrikanten den Kristallisationskeim für die Französische Kolonie. Ihre Anwerbung zeigt, wie sehr die Ansiedlung der Hugenotten in Potsdam von Seiten des Königs gesteuert wurde und welche Absichten der Monarch damit im Sinn hatte. So wurde Jean (Henry) Baby nach Potsdam geholt, weil er „*les crepons escarlatte pour les grands grenadiers*“,<sup>38</sup> die scharlachroten Tuche für die Uniform der Langen

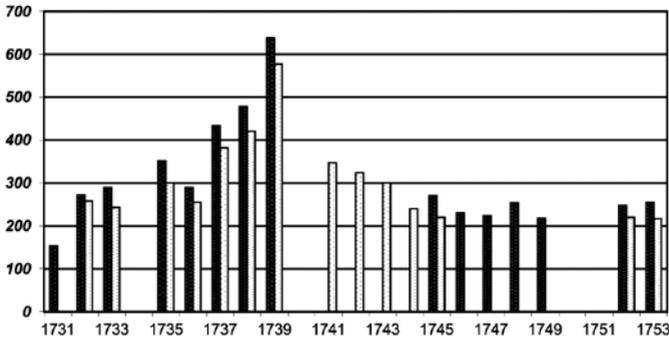
Kerls, liefern sollte. Das Schicksal der Potsdamer Kolonie ist also in besonderem Maße nicht nur an die Garnison, sondern speziell an das Königsregiment geknüpft, wie noch zu zeigen sein wird. Neben den materiellen Voraussetzungen mussten jedoch weitere Anreize für die Hugenotten geschaffen werden, damit sie sich in großer Zahl in Potsdam niederließen, um so die Versorgung der Garnison zu unterstützen.

So hielt der aus Brandenburg nach Potsdam berufene Thomas Le Cointe am 11. Juli 1723 seine Antrittspredigt in der Schlosskapelle, die seitdem den Hugenotten als Gotteshaus diente. Zu diesem Anlass lud Le Cointe mehr als 50 Personen aus Berlin zum Gottesdienst ein, so „*dass dies einige unter ihnen dazu bewegen könnte, sich in Potsdam niederzulassen, in Übereinstimmung mit den Absichten Ihrer Majestät, hier eine große Französische Kolonie zu gründen*“, wie der Pastor in einem Brief an Friedrich Wilhelm I. schrieb.<sup>39</sup> Dies geschieht dann auch offiziell im Jahr 1731. Wie ist dieser Abstand von immerhin acht Jahren zwischen Gründung der Gemeinde und der Etablierung einer Französischen Kolonie zu erklären?

Wie die Vorbereitungen für die Gemeindegründung ergeben haben, war ein solches Projekt eine kostspielige Angelegenheit. Zu Zeiten des Soldatenkönigs hatten die meisten Réfugiés bereits eine feste Bleibe gefunden. Die etablierten Händler, Manufakturisten und Handwerker waren ohne Not nicht zum Umzug nach Potsdam zu bewegen. Für wenigstens 100 Reichstaler erklärte der eine oder andere sich jedoch bereit, dort einen Neuanfang zu wagen. Die finanziellen Mittel für die Anwerbung von Hugenotten waren jedoch begrenzt. Möglich, dass der König erst einmal zusehen wollte, wie seine Französische Gemeinde wächst und gedeiht. Im Jahr 1731 ging deren Kultivierung in die nächste Runde. Nachdem seine Regierung das geeignetste Stärkungsmittel für die dahinvegetierende Gemeinde ersonnen hatte, ließ Friedrich Wilhelm am 19. Oktober das Gründungspatent für die Französische Kolonie in Potsdam veröffentlichen und rührte für diese über seine Auslandsvertretungen kräftig die Werbetrommel.<sup>40</sup> Mit diesem königlichen Patent und der Bestallung eines Hauptmannes sowie eines Richters ermöglichte Friedrich Wilhelm I. den Franzosen in Potsdam die Rahmenbedingungen für ein selbständiges Gemeinwesen. 1739 verfügte die Gemeinde in Potsdam des Weiteren noch über zwei Pastoren, einen Kantor, einen Küster, einen Schulmeister sowie eine Schulmeisterin.<sup>41</sup> Jene personelle Ausstattung der Kolonie wie auch die unermüdliche Anwerbung der Fabrikanten ließ Potsdam schnell zur größten Hugenottengemeinde im Havelland werden.

Die Entwicklung der Gemeinde verdient einen genaueren Blick. Wie gesagt, lassen sich anhand der Kirchenbücher nur sehr unvollkommene Angaben über die Zahl der Hugenotten machen. Für das Jahr 1730 komme ich auf 81 Personen, im Jahr darauf sind es 86.<sup>42</sup> Als im Jahr 1732 erst-

mals für Potsdam eine Kolonieliste erstellt wird, vermerkt sie einen Gesamtbestand von 272 Personen, davon 119 Neuzugänge. Im Jahr 1731 gab es demnach etwa 153 Kolonisten, also annähernd doppelt so viele, wie sich aus den Kirchenbüchern ermitteln lassen.<sup>43</sup> Den Löwenanteil der 119 Neuankömmlinge im Gründungsjahr der Kolonie machten französische Offiziere aus. Vom „Colonel“ bis zum „Enseigne“ schlossen sich ihr 16 Offiziersfamilien, bestehend aus insgesamt 31 Personen, an.<sup>44</sup> Paul de la Grange mit seiner Etaminfabrik holte weitere 23 Personen in die Kolonie. Bis 1739 stieg die Zahl der Kolonisten stetig auf 577 Franzosen an, wobei die Auflösung der Spandauer Kolonie im Jahr 1735 hierauf nur einen geringen Einfluss hatte.<sup>45</sup> Ungleich stärker wirkte sich hingegen der weitere Zustrom von Militärs aus. Bis 1738 wird die Kolonie durch 21 Familien von Grenadieren aus dem Königsregiment aufgestockt. Da dieses Garderegiment nach dem Tod des Soldatenkönigs 1740 aufgelöst wird und Friedrich II. die Langen Kerls auf andere Regimenter verteilt, zerstreuen sich auch diese Kolonisten in alle Winde. Für zwei Jahre reißt die Überlieferung der Listen dann vollständig ab. 1742 zählte man nur noch 347 Kolonisten.<sup>46</sup> In den Folgejahren schrumpft die Kolonie allmählich auf 220, also fast ein Drittel ihres Maximums, und hält sich bis 1753 etwa auf diesem Level, wie nachstehende Grafik zeigt.



*Die Entwicklung der Französischen Kolonie in Potsdam von 1731 bis 1753. Die helleren Säulen geben den Anteil der Franzosen hieran wieder, die dunklen Säulen die gesamte Kolonie, die deutschen Domestiken inbegriffen. Für die Jahre 1734, 1740/41 und 1750/51 existieren keine Aufzeichnungen mehr.*

Das Gründungspatent Friedrich Wilhelms I. für die Potsdamer Kolonie war keine reine Werbemaßnahme, es regelte zugleich die Privilegien, die den Franzosen in dieser Stadt gewährt werden sollten. Dies hatte weitreichende Bedeutung für das Zusammenleben der Potsdamer mit den Kolonisten, daher möchte ich auf die 1731 verbrieften Vorrechte an dieser Stelle näher eingehen. Das Patent vom 19. Oktober 1731 offerierte für die Franzosen und andere Glaubensflüchtlinge in Potsdam „unter einer Frantzösischen

*Gerichtsbarkeit zu stehen*“.<sup>47</sup> Die sich neu in Potsdam etablierenden Kolonisten erhielten darüber hinaus „*die 15 jährige Exemption von den Auflagen der Handwercker, Häuser und Aecker*“ sowie von allen öffentlichen Lasten mit Ausnahme der Verbrauchssteuer. Die Handwerksmeister sollten in den Gilden Aufnahme finden, sofern sie durch Papiere oder Zeugenaussagen belegen können, dass sie „*anderwärts wirklich als Meister angenommen und davor gehalten worden*“. Die Freijahre galten 15 Jahre ab Niederlassung. Wenn jemand schon anderenorts in ihren Genuss gekommen war, wurde diese Zeit mitberücksichtigt.

Ein Wort noch zu der wirtschaftlichen Entwicklung Potsdams und seiner Kolonie bis zum Jahr 1753. Von der Einquartierung von Soldaten waren die Kolonisten laut Gründungspatent nur 15 Jahre ausgenommen. Kaum waren die Freijahre um, begannen Kolonisten aus Potsdam wegzuziehen, weil sie die Last der Einquartierung nicht tragen konnten.<sup>48</sup> 1739 wurde der Zustand der Kolonie noch wie folgt beschrieben: Es gibt eine florierende Tabakfabrik und mehrere Strumpf- und Etaminfabriken, die sich halten. Schon 1745, als die Ersten wegen der Einquartierung Potsdam den Rücken kehrten, war der Zustand der Kolonie ärmlich und es gab neben der Tabak- nur noch eine Leinenfabrik, die rentabel arbeitete. 1752 schien der Tiefpunkt erreicht zu sein: Die Kolonie ist arm, der Handel liegt brach. 1753 war ihr Zustand immerhin schon wieder mittelmäßig. Wie ein Vergleich mit anderen kleinen Kolonien in Brandenburg-Preußen zeigt, war es um deren wirtschaftliche Lage in der Mitte des 18. Jahrhunderts nicht besser bestellt.<sup>49</sup>

Die Misere der Kolonie korrespondierte mit der Konjunktur in ganz Potsdam. Ein Beispiel für die Abhängigkeit der Kolonie von ihrem städtischen Umfeld bietet die Verarmung eines ihrer berühmtesten Mitglieder: In Pierre Gayettes Ziegeleien leerten sich in den 1740er Jahren die Auftragsbücher und der Baukapitän blieb auf seinen Steinen sitzen. Gleichzeitig saß ihm aber die Hofrätin Doberslow im Nacken, der er Geld schuldete. So konnte er nicht mehr genug erwirtschaften, um die fälligen Zinsen zu begleichen. Seine Häuser vermochte er nur deutlich unter Wert zu veräußern, wollte er überhaupt einen Käufer finden.<sup>50</sup>

Weitere Indizien aus den Akten des Steuerrates belegen den schlechten Zustand der Potsdamer Ökonomie: Ab 1745 wurde deutlich weniger gebaut; 1748 stiegen die Getreidepreise infolge der großen Hitze im Vorjahr.<sup>51</sup> Die Gewerke der Bäckermeister, Posamentiermeister sowie der Huf- und Waffenschmiedemeister baten den Magistrat Ende der 1740er Jahre, ihre Gewerke schließen zu dürfen und keine neuen Meister mehr aufzunehmen.<sup>52</sup>

### 3. Eine Stadt – zwei Welten?

Wie gestaltete sich vor diesem Hintergrund das Zusammenleben in Potsdam zwischen Franzosen und Deutschen? Kolonielisten, Taufbücher und Heiratsregister geben einen ersten Einblick darüber, wie verflochten die Lebenswelt von Kolonisten und Potsdamern miteinander war. So werden in den Kolonielisten neben den Franzosen auch die deutschen Domestiken aufgeführt, also das Hauspersonal nebst Gesellen und Lehrlingen, das bei den einzelnen Kolonistenfamilien lebte und arbeitete. Deren Anteil lag bei ungefähr 17%.<sup>53</sup> Man darf sich die Kolonie also nicht als hermetisch geschlossen verstellen, schon gar nicht als eine Art Ghetto. Auch die Bezeichnung Französisches Quartier darf wie gesehen nicht zu dem Schluss verleiten, hier wohnten ausschließlich Franzosen oder es sei allein für die Hugenotten gebaut worden. Bis 1724 ist dort wie erwähnt nur ein Angehöriger der Französischen Gemeinde Hausbesitzer, der Hutmacher Henri Dufais.<sup>54</sup> Allein unter den 57 der in den ersten 30 Jahren in der Potsdamer Französischen Gemeinde geschlossenen Ehen sind zwölf, in denen ein Hugenotte eine Bürgerstochter ehelichte. Potsdamer Bürger übernahmen auch Patenschaften für Hugenottenkinder. In einem Fall wurde sogar aus Rücksicht auf die deutschen Paten, die kein Französisch verstanden, die Taufe in die Garnisonkirchengemeinde verlegt.<sup>55</sup>

Für das Miteinander von Kolonisten und Potsdamern war nicht zuletzt die Sprachfähigkeit der Hugenotten ausschlaggebend. Wie schnell erlernten sie die Sprache ihres Refuges? Gleichzeitig hielten sie den kulturellen Kontakt zu ihrer Heimat wach: Gottesdienstsprache war Französisch, die Kinder wurden von Schulmeistern auf Französisch unterrichtet und die Ältesten hielten ihre Versammlungen auf Französisch ab. Auch das Französische Gericht korrespondierte mit den deutschen Behörden in dieser Sprache. Dennoch zeigt sich bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts, dass die französischen Kolonisten allmählich ihre Sprache verlieren und nur noch Deutsch verstehen. So erschien die Witwe Louise Noé 1752 beim deutsch-reformierten Pastor des Waisenhauses, um ihn zu ersuchen, sie zum Abendmahl in seiner Gemeinde zuzulassen. Sie führte an, das, obgleich sie Tochter eines Franzosen und mit einem Franzosen verheiratet war, sie nur sehr wenig Französisch verstünde und, angesichts ihrer Jugend, keine ausreichende Unterweisung des Gottesdienstes in französischer Sprache genossen habe. Das Konsistorium der Französischen Gemeinde entsprach ihrem Wunsch, die Gemeinde zu wechseln.<sup>56</sup>

Nachdem ich mit Entstehung und Entwicklung der Französischen Kolonie sowie ihrer Stellung innerhalb Potsdams den historischen Kontext dargelegt habe, möchte ich nun an zwei Beispielen veranschaulichen, wie Kolonisten und Bürger im Konfliktfall miteinander umgingen. Wo tauchten im

Alltag Probleme auf und wo verhielt man sich kooperativ? Beginnen möchte ich mit einem positiven Beispiel.

#### **4. Das Potsdamer Edikt im Härtetest – Potsdamer und Kolonisten zwischen Kooperation und Schikane**

Wie unkompliziert das Zusammenleben von Kolonisten und Bürgern sein konnte, gerade wenn es darum ging, den französischen Glaubensgenossen aus der Klemme zu helfen, zeigt ein Beispiel aus dem Jahr 1750. Während sich die Französische Gemeinde bereits auf die Kirche freute, die Friedrich II. ihr zu bauen versprochen hatte, ereilte sie ziemlich unvorbereitet die Nachricht, sich unverzüglich einen neuen Raum für ihre Gottesdienste zu suchen, da der König die Schlosskapelle umbauen lassen wollte.<sup>57</sup> In höchster Eile versuchten die Pastoren Le Cointe und Pelet bei einer der übrigen reformierten Stadtgemeinden bis zur Fertigstellung der Französischen Kirche am Bassinplatz Aufnahme zu finden, um noch am folgenden Sonntag, dem 12. Juli 1750, ihren Gottesdienst abhalten zu können.<sup>58</sup> Die Wahl fiel auf die Hof- und Garnisonkirche. Das lag zum einen an der Bereitwilligkeit, mit der der Generalkaplan Decker bemüht war, die Französisch-Reformierten aufzunehmen. So beanspruchte die Garnisonkirchengemeinde allein den Sonntag zwischen drei Viertel auf 10 Uhr und ein Viertel auf 3 Uhr für ihren Gottesdienst. Davor und danach sowie an allen anderen Wochentagen könnten die, wenn man so will, „*Réfugiés aus der Schlosskapelle*“ die Kirche für ihre Gottesdienste, Betstunden und Vorbereitungen nutzen. „*Der Schlüssel zu der Kirche und Sakristei können mit dem Garnison Kirchen Meister [...] an der brandenburgischen Straße wohnhaft abgefordert werden*“, teilte Decker dem Pastor Le Cointe in einem Brief mit. Zum anderen gaben die Lichtverhältnisse den Ausschlag. Hierzu der Generalkaplan weiter: „*Da auch an der Kirchentags der [sic!] Sonne ein Viertel auf 9 Uhr aufgehet, so wird es des Morgens nie an licht gebrechen zumale in der so helle Garnison Kirche. Im December und Januar wird es freylich bald finstern es dependirt aber von der französischen Gemeinde selbst, ob sie in dem Monath des Nachmittag Gottesdienst halten wolle oder nicht*“.<sup>59</sup>

Probleme gab es während der nächsten drei Jahre in und mit der Garnisonkirche nur beim Abendmahl zu Ostern und Pfingsten, das immer zu einem wahrhaft heillosen Durcheinander führte. Denn die deutsche Gemeinde strömte bereits vor 9 Uhr vormittags in Scharen in die Kirche. So forderten die Anciens die Pastoren Le Cointe und Pelet auf: „*pünktlich um 7:30 Uhr die Kanzel zu besteigen, damit der Gottesdienst mit mehr Ordnung und weniger Durcheinander ablaufen kann*“.<sup>60</sup>

Soweit zum Thema christliche Nächstenliebe. Streitfälle zwischen Potsdamer Gewerken und den französischen Kolonisten der Stadt aus der ersten

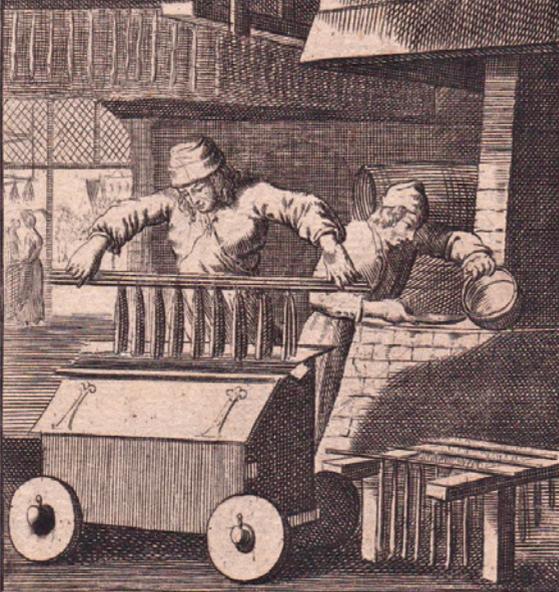
Hälfte des 18. Jahrhunderts geben einen Einblick darüber, wie in Zeiten angespannter wirtschaftlicher Verhältnisse Kolonisten und Bürger in Konkurrenz miteinander traten. Nach diesem Exkurs zu den Anfängen der Hugenottengemeinde in Potsdam sind wir also wieder in der Werkstatt des französischen Lichtziehers angekommen.

Pierre Petitjean lässt sich 1742 in Potsdam nieder, übernimmt das Haus seines Onkels in der „*Schuster Straße*“ mitsamt den Schulden und versucht mit seinen beiden Professionen, dem Kerzenziehen und dem Seifensieden, sich und seine Familie zu ernähren.<sup>61</sup> Er ist auf beide Erwerbsquellen angewiesen, da er sonst weder die Schulden abtragen noch die Einquartierungslasten, zu denen er als Hausbesitzer verpflichtet ist, bestreiten kann. Als Nachkomme eines Réfugiés aus Frankreich, des Jean Louis Petitjean,<sup>62</sup> wird er in den Kolonielisten und Kirchenbüchern der Französischen Gemeinde anfänglich nur als „*Chandelier*“ geführt. Nach einem Jahr erscheinen Meister aus dem Potsdamer Seifensiedergewerk vor seiner Tür und verlangen, dass er sich zuvor in ihr Gewerk als ihr Mitmeister aufnehmen lassen müsse, wenn er neben Kerzen auch Seife herstellen und verkaufen wolle.<sup>63</sup>

Dass die Gewerke versuchen, französische Kolonisten zu zwingen, ihren Innungen beizutreten, ist auch in Potsdam kein Einzelfall. Im Jahr 1747 bedrängt das Potsdamer Strumpfmachergewerk den Strumpfwirker Marc Audibert: Wenn er weiterhin Strümpfe herstellen wolle, so müsse er sich in ihre Innung aufnehmen lassen.<sup>64</sup> Das Gewerk sieht im Falle von Marc Audibert seine Privilegien in Gefahr, weil dieser gar kein Réfugié sei, denn er ist in Berlin geboren worden. Offenbar müssen sich in Potsdam gerade die Hugenotten der zweiten Generation, die schon im Refuge zur Welt kamen, gegen die Zünfte zur Wehr setzen. Der Magistrat von Potsdam lässt daraufhin prüfen, ob die dem Strumpfwirker zustehenden Freijahre als Kolonist bereits abgelaufen sind und er sich daher in das Gewerk aufnehmen lassen müsse.

Durch das Gründungspatent von 1731 genießen die zur Potsdamer Kolonie gehörenden Handwerker eine 15-jährige Gewerbefreiheit.<sup>65</sup> Um Meister zu werden, müssen sie sich nicht den Innungen und ihren strengen Regeln unterwerfen, keine jährlichen Beiträge an die Kasse der Meister abführen sowie auch keine drei Jahre Wanderschaft als Geselle vorweisen. Als Freimeister können sie Gesellen annehmen und Lehrlinge ausbilden. Diese Befreiung vom Zunftzwang sollte den Réfugiés den Aufbau von neuen Manufakturen, Fabriken oder Werkstätten erleichtern. Eine Aufnahme der französischen Freimeister in die Innungen wird auch im Patent von 1731 mittelfristig angestrebt. Dies sollte ohne Gebühren und Prüfungen geschehen. Die Realität sah anders aus.<sup>66</sup>

Handlungsbedarf ist für das Seifensiedergewerk im Fall von Petitjean gegeben. Unter der Ägide vom Meister Johann Christoph Schumann, der wohl um sein Privileg als Hoflieferant fürchtet, versucht die eine Hälfte des Gewerks über einen Zeitraum von sieben Jahren hinweg, den Lichtzieher als Konkurrenten auszuschalten. Dabei scheinen sie ja im Recht zu sein. Warum darf ein Kerzenmachermeister Seife verkaufen?



*Der Lichtzieher, Kupferstich von Christoph Weigel, ca. 1700.*

Während Kerzen heute überwiegend aus Erdöl hergestellt werden, gibt es im 18. Jahrhundert für Kerzen und Seife einen gemeinsamen Ausgangsstoff: Talg. Auch die Herstellung läuft ähnlich ab, der Talg muss erhitzt werden, um Dochte in das flüssige Fett eintauchen zu können oder um ihn mit Lauge und Pottasche zu verseifen. Diese Arbeiten sind also dermaßen miteinander verflochten, dass Seifesieden und Lichtziehen zum Berufsbild des Seifensieders resp. Lichtziehers gehören. Das drückt sich auch in der Nähe ihrer Werkstätten zu den Schlachtern aus. Das Schumann'sche Haus befindet sich in der „*Fleischer Straße*“, das des Lichtziehers Petitjean steht in der Parallelstraße, wie gesagt in der „*Schuster Straße*“. Wegen der großen Feuergefahr, die von dem erhitzten Fett ausging, befinden sich die Werkstätten der Seifensieder zudem häufig am Stadtrand.<sup>67</sup> Was für die Potsdamer Seifensieder selbstverständlich ist, nämlich Kerzen und Seife zum Verkauf herzustellen, soll Petitjean nicht gestattet sein. Er soll lediglich mit Kerzen Handel treiben. Dabei berufen sich die Seifensieder auf die spezifische Berufsbezeichnung des Kolonisten: Lichtzieher.

Aber Pierre Petitjean ist bereit, sich in das Seifensiedergewerk als Meister aufnehmen zu lassen, um weiterhin ungestört Kerzen und Seife herzustellen und diese auf den Märkten Potsdams verkaufen zu können. Laut Statuten des Gewerks muss ein angehender Meister zuerst einen Lehrbrief vorweisen, aus dem hervorgeht, dass er nach den Regeln der Zunft drei Jahre als Geselle auf Wanderschaft war, um zur Meisterprüfung zugelassen zu werden.<sup>68</sup> Einen solchen Lehrbrief hat Petitjean als Angehöriger einer Französischen Kolonie nicht. Darauf spekulieren auch Schumann und Hauschild, die Initiatoren dieser Intrige. Dabei fehlt es dem Lichtzieher keinesfalls an Erfahrung, hatte er doch schon in jungen Jahren das Handwerk bei seinem Vater gelernt sowie dem befreundeten Seifensiedermeister Westphal bei der Arbeit geholfen, ging dann für kurze Zeit nach Köpenick, um schließlich vier Jahre in Strassburg beim „Seif- und Talgmagazin“ als Geselle zu arbeiten.<sup>69</sup> Alles in allem eine hinreichende Qualifikation zumal für eine Arbeit, die nach Meinung des Ratmann Semler so einfach ist, „*daß sie alle alten Weiber können*“.<sup>70</sup>

Aber Schumann und Hauschild geht es ums Prinzip. Zumal da die Ehre, die männliche obendrein, auf dem Spiel steht. Hatte doch der Sohn des Altmeisters Langenhagen sein Meisterstück nicht selbst anfertigen können, diese Arbeit übernahm stattdessen ein Kollege für ihn. Obwohl der Schwindel aufflog, blieb Langenhagen junior Seifensiedermeister.<sup>71</sup> Pikanterweise zählt er auch in der Zusammenkunft des Gewerks zu denjenigen, die die Aufnahme Petitjeans befürworten, während sein Vater zu Schumann und Hauschild hält. Nachdem also der Versuch, sich mit dem Gewerk gütlich zu einigen, am Veto zweier Meister gescheitert war, diese aber weiterhin Petitjeans Seifenverkauf missbilligen, wendet sich Pierre Petitjean mit einer Supplik an den Kriegsrat Neubauer. „*Meine höchst dringende noth, hat mich Verursachet, solcher in tiefster Supmission an Ihro königl. Maystat allerunterthänigst vorzustellen [...] Betreffend dieselbe, so bin ich eines Refugirten Sohn auß Franckreich undt habe vor einigen Jahren, Meines Refugirten Vatters des ehemahligen Lichtzihers Peti Jeangs alhier in Potsdam nachgelaßenes Haus, mit Schulden erkauffet, prostire auch meine Bürgerliche Pflichten, und trage alle onera, nebst wie Einquartirende Soldaten. Da nun meine profession auch ein Lichtziher, und Seifen sieder bin, bey denen Franzosen aber, nicht gebräuchlich ist, daß ratione des Seifensiedenß lehrbriefe ausgefertigt werden.*“<sup>72</sup>

Petitjean verleiht seinem Standpunkt mit einem Dokument Nachdruck, aus dem hervorgeht, dass in Magdeburg bei einem ähnlich gelagerten Fall zwei französische Lichtzieher ohne Lehrbrief gegen eine Gebühr ins dortige Seifensiedergewerk aufgenommen wurden.<sup>73</sup> Schumann und Hauschild wähen dagegen nicht nur das Seifensiedergewerk, sondern auch alle übrigen Innungen im Lande hinter sich, wenn sie auf die buchstabengetreue Anwendung der Zunftregeln pochen. Dabei kommt es in der Gesellschaft der

Frühen Neuzeit immer wieder vor, dass Handwerker ihre Lehrzeit unterbrechen müssen, um ihren Dienst als Soldaten abzuleisten, und dann ohne Lehrbrief dastehen. In solch einer Lage befand sich auch der Grobschmied Crausen, den das Potsdamer Gewerk gegen die Zahlung von zwölf Reichstalern in seiner Mitte aufnahm.<sup>74</sup>

Wie ist die Abwehrhaltung des Seifensiedergewerks zu erklären? Ähnlich wie Brauer mussten sich Seifensieder und Lichtzieher gegen Privatleute wie „Pottaschbrenner“ behaupten. Jedermann konnte zu seinem eigenen Bedarf Kerzen und Seife herstellen, sofern er neben den Rohstoffen, die frei verkäuflich waren, einen Kessel und eine Feuerstelle besaß. Das Zunftprivileg zum Verkauf dieser Waren bedrohen vor allem Schlachter, die mit Rindertalg ja bereits über einen der Ausgangsstoffe verfügen. Das Potsdamer Seifensiedergewerk muss dieses Vorrecht auch 1762 gegenüber einem Schlachter verteidigen.<sup>75</sup> Wohl um sich von diesen Heimerzeugnissen abzusetzen, stellen die Potsdamer Seifensieder auch Olivenölseife her, die als Luxusseife gehandelt wird. Das erklärt vielleicht, warum gerade der Hoflieferant Schumann ein so großes Interesse daran hat, Petitjean vom Seifenmarkt auszuschließen. Denn, wie schon ihre im frühneuzeitlichen Brandenburg gebräuchliche Bezeichnung „Venetianische Seiffe“ nahelegt, ist Olivenseife hierzulande ursprünglich aus dem Mittelmeerraum bekannt. Daher dürfte die Qualität solcher Seife aus hugenottischen Siedekesseln zumindest als höher angesehen sein, auch wenn sie sich vielleicht gar nicht von den Produkten zünftiger Seifensieder zu unterscheiden vermag.

1748 schließlich scheint sich das Blatt für Petitjean zu wenden. Das Seifensiedergewerk kommt zu einer erneuten Sitzung zusammen, um einen Vergleich mit Petitjean wegen seines fehlenden Lehrbriefes zu finden. Diese Versammlung findet unter dem Vorsitz des Ratmanns Semler statt. Einer bleibt jedoch der Veranstaltung fern: Es ist Johann Christoph Schumann. Er ist zum Stern spazieren geritten.<sup>76</sup> Die übrigen Meister sind nach einigem Hin und Her jedoch bereit, Petitjean als Meister aufzunehmen. Hauschild wagt ein letztes Manöver und verlangt 40 Reichstaler Gebühr für den fehlenden Lehrbrief, eine Summe, die, das weiß auch Hauschild, Petitjean unmöglich auf der hohen Kante haben kann. Man einigt sich auf 26 Reichstaler,<sup>77</sup> denn schließlich profitiere das Gewerk ja auch von seiner Aufnahme. So könnten die Meister die Lauge zum Seifesieden in Zukunft über Petitjean beziehen. Mit dieser dennoch unverhältnismäßig hohen Gebühr kann das Gewerk die Innungslade wieder füllen, denn die Rücklagen der Gilde sind derzeit so gut wie aufgezehrt.<sup>78</sup> Die Meisterprüfung soll Petitjean in der Werkstatt von Langenhagen ablegen. Laut Statuten muss ein angehender Meister dazu *„ein viertel Zentner ordinaire weiße Wasch Seiffe auch ein Pfund Venetianische Seiffe aus Baum Oehl gesotten, und acht Pfund Talchlichte mit Baumwollenen Dochten nach Hamburger Art verferti-*

gen“.<sup>79</sup> Da Petitjean sein Meisterstück ohne jeglichen Tadel anzufertigen versteht, trägt ihn Semler am 29. Februar 1748 ins Meisterbuch ein.<sup>80</sup>

Das mag jetzt nach Happy End klingen, ist in Wahrheit aber erst der Anfang. Nun behaupten Schumann und Hauschild, die Aufnahme Petitjeans ins Gewerk geschah zu Unrecht, niemand, der nicht ordentlich gelernt habe und also auch keinen Lehrbrief habe, könne Meister werden. Auf dem Berliner Markt kommt es zu Tumulten, für die Potsdamer Märkte drohen die „Querulanten“, wie die Domänenkammer Schumann und Hauschild entnervt tituliert, mit Schlägereien. Auch der Potsdamer Magistrat, mit Ausnahme vom Ratmann Semler, ist auf der Seite von Schumann und Hauschild und verlangt die Streichung Petitjeans aus dem Meisterbuch. Plötzlich argumentieren die Kläger, dass Petitjean gar kein Refugierter sei, sondern Berliner, also in Berlin geboren, und daher den Gesetzen des Landes unterworfen sei wie alle anderen im Lande geborenen Untertanen. Doch da nun einmal der Name Petitjean im Meisterbuch der Seifensieder steht, ist der Fall auch für die Domänenkammer abgeschlossen – der Fall Pierre Petitjean vielleicht.

Louis Petitjean, wie sein Bruder gebürtiger Berliner und Lichtzieher in Potsdam, hat aus den Streitereien mit den Seifensiedern den Schluss gezogen, vorerst keine Seife herzustellen.<sup>81</sup> Lieber kauft er die Seife von seinem Bruder, der ja „*Maître du Savon*“, also Seifensiedermeister ist und verkauft sie weiter. In der Kolonieliste wird er daher auch als „*Revendeur*“, als Händler geführt.<sup>82</sup> Doch Louis Petitjean hat die Rechnung ohne die Herren Schumann und Hauschild gemacht. Diese akzeptieren nicht, dass er Seife verkauft, die er nicht zuvor bei ihnen erstanden hat, und schicken ihm ohne Vorwarnung Polizeidiener ins Haus, die seine Ware und sein Werkzeug beschlagnahmen, vorher noch alles kurz und klein schlagen, so dass die Seife unverkäuflich ist. Louis Petitjean beschwert sich tags drauf beim Magistrat über dieses Vorgehen. Er habe die Seife schließlich bei einem Meister gekauft und könne sie daher wie jeder Händler und Ladeninhaber auch weiterverkaufen. Erfolglos. Der Beisitzer des Französischen Gerichts erscheint daraufhin beim Bürgermeister Voß und wird mit den Worten zurückgewiesen, das sei Sache der Polizei und ginge sie, also die Kolonisten, nichts an. Dies erfahren wir aus einem Brief des Französischen Gerichts vom Juni 1750 an die Domänenkammer. Dort heißt es weiter: „*Dass, was Petitjean widerfahren ist, ist bereits anderen unserer Kolonisten passiert. Es gibt keinen Ort, wo man sie nicht in ihren Betrieben schikaniert. Wenn sie einige Rechtsstreitigkeiten gegen einen Deutschen anstrengen, hört man sie kaum an, und wenn, dann nur, um die Angelegenheit in die Länge zu ziehen und um ihnen große Kosten zu verursachen.*“<sup>83</sup>

Obleich die Domänenkammer in den kommenden vier Jahren zu keinem Ergebnis kommt und das Französische Gericht immer wieder um Stellung-

nahme bittet, wird das Verfahren 1754 eingestellt.<sup>84</sup> Eine Entschädigung für die bei der Polizeiaktion vernichteten Waren erhält Louis Petitjean nicht. 1757 zieht er mit seiner Familie nach Berlin, sein Bruder Pierre folgt ihm zehn Jahre später.<sup>85</sup>

## 5. Schlussbemerkungen

Der Streit der Brüder Petitjean mit den Seifensiedern gibt einen Einblick in die Situation der französischen Kolonisten in den Städten Brandenburg-Preußens um die Mitte des 18. Jahrhunderts. An diesem Beispiel wird deutlich, wie die vom Großen Kurfürsten bis zu Friedrich Wilhelm I. erlassenen Edikte zur Ansiedlung von Glaubensflüchtlingen sich in der Praxis bewährten oder den Kolonisten zum Nachteil gereichen konnten. Dabei zeigt der Streit mit den Seifensiedern auch, wie sehr es von lokalen Interessengruppen abhing, also hier einzelnen Seifensiedern und der Mehrheit des Magistrats, ob eine Gleichstellung im Sinne des Patents von 1731 angestrebt wurde oder nicht. Denn ihre Sonderstellung brachte den Kolonisten nicht nur Vorteile. Ihre Privilegien zogen einerseits den Neid der ortsansässigen Handwerker auf sich. Andererseits konnte den Hugenotten ihre besondere berufliche Qualifikation zum Nachteil gereichen. Hier gab sich für die zünftigen Meister die Möglichkeit, ihre Aufnahme in die Innungen zu fordern und gleichzeitig unmöglich zu machen. Die Parteinahme des Magistrats für das Seifensiedergewerk verdeutlicht zweierlei: Als Vermittler zwischen Kolonisten auf der einen sowie Bürgern und der Obrigkeit auf der anderen Seite blieben die Französischen Gerichte noch Mitte des 18. Jahrhunderts unerlässlich, doch waren sie auf lokaler Ebene gegen die Willkür von Polizeidienern und dem Desinteresse der Verwaltungsorgane letztendlich machtlos.

---

<sup>1</sup> Da kurzfristig ein Beitrag für diese Ausgabe von HUGENOTTEN ausgefallen ist, hat uns dankenswerterweise Dr. Silke Kamp diesen bereits 2004 in den „Mitteilungen der Studiengemeinschaft Sanssouci e. V.“ erschienenen Aufsatz zukommen lassen. Daher erklären sich manche Doppelungen mit dem vorherigen Text. Der Beitrag wurde für HUGENOTTEN leicht überarbeitet.

<sup>2</sup> Vergleiche den Artikel: „Hugenotten“, in: Theologische Realenzyklopädie, hgg. von Gerhard Krause, Teil 1, Band 15: Heinrich II. – Ibsen, Berlin 1993, S. 618ff., hier S. 618.

<sup>3</sup> In Brandenburg-Preußen galt damals noch der Julianische Kalender. Frankreich hingegen rechnete bereits nach dem noch heute gültigen Gregorianischen Kalender, der seinem Vorgänger um ganze zehn Tage voraus war. So findet sich auch häufig die Doppeldatierung des Edikts: 29. Oktober/8. November.

<sup>4</sup> Ein gedrucktes Exemplar des Edikts befindet sich im Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem (im Folgenden abgekürzt als: GStA PK), I. HA Allgemeine Verwaltung, Rep. 9, D8 Fasz. 1.

<sup>5</sup> Wie ein Blick in Meyers Konversations-Lexikon zeigt, bürgerte sich erst im 19. Jahrhundert sein Ausstellungsort Potsdam als Name für das Edikt von 1685 ein. So taucht in Band 14 von 1897 im Artikel „Potsdam“ das Stichwort „Potsdamer Edikt“ zwar bereits auf, es ist

---

ihm aber kein eigenständiger Eintrag gewidmet. Erstmals verwendet diesen Begriff P. HENRY: Das Edikt von Potsdam 29.10.1685 – Mehreres auf die Geschichte der Réfugiés, Berlin 1832.

- 6 Der brandenburgische Kurfürst Johann Sigismund trat 1613 zum reformierten Glauben über. Neben der religiösen Überzeugung gab vor allem der Erwerb der Territorien Cleve, Mark und Ravensberg hierzu den Ausschlag. Für eine Anerkennung der Glaubensmotive bei diesem Bekenntniswechsel plädiert auch Iselin GUNDERMANN: „Bekenntniswechsel und Bekenntnistreue im Hause Hohenzollern – Calvinismus und Luthertum in Brandenburg (1613-1740)“, in: Königliche Visionen. Potsdam – eine Stadt in der Mitte Europas, Katalog zu Ausstellung, hgg. von der Landeshauptstadt Potsdam, Potsdam 2003, S. 17-20.
- 7 Diese Auffassung wurde in der Forschung durch Rudolf von Thadden bekannt gemacht.
- 8 Eckhardt BIRNSTIEL: „Die Aufnahme der Hugenotten in Brandenburg-Preußen: ein Akt der Toleranz?“, in: Von Berlin bis Konstantinopel: eine Aufsatzsammlung zur Geschichte der Hugenotten und Waldenser, hgg. von Andreas Flick/Albert de Lange, Bad Karlshafen 2001, S. 9-34, hier S. 22.
- 9 Zitiert nach Hans-Georg TAUTORAT: Um des Glaubens willen. Toleranz in Preußen – Hugenotten und Salzburger, Dokumente, Analysen, Kommentare. Vol. 24, Düsseldorf 1985, hier S. 176, der das Edikt in Gänze zitiert.
- 10 Vergleiche den Tabellenanhang in: Gottfried BREGULLA (Hg.): Hugenotten in Berlin, Berlin 1988, S. 474f.
- 11 Hans-Joachim SCHRECKENBACH, „Die französische Kolonie in Potsdam“, in: Das Edikt von Potsdam 1685. Die französische Einwanderung in Brandenburg-Preußen und ihre Auswirkung auf Kunst, Kultur und Wissenschaft, hgg. von der Generaldirektion der Staatlichen Schlösser und Gärten Potsdam-Sanssouci 1985, S. 14-17.
- 12 Karl MANOURY: Die Anfänge der Französisch-Reformierten Gemeinden in Brandenburg, Berlin 1957.
- 13 Es handelt sich dabei um die im Archiv des Französischen Doms (im Folgenden abgekürzt als AFRD) befindlichen Akten zu Potsdam.
- 14 Dies ist leicht am fehlerhaften Datum des ersten Gottesdienstes der Franzosen in der Garnisonkirche zu bemerken. Richtig lauten müsste es, wie Protokollbücher und Ermans Denkschrift angeben: 12. Juli 1750. Vgl. Eduard MURET: Geschichte der Französischen Kolonie in Brandenburg-Preußen, unter der besonderen Berücksichtigung der Berliner Gemeinde. Aus Veranlassung der Zweihundertjährigen Jubelfeier am 29. Oktober 1885, Berlin 1885, S. 256ff. mit Jean George ERMAN: Mémoire historique sur la fondation de l'église francoise de Potsdam, Berlin 1785, sowie AFRD, 5968, fol. 131.
- 15 Die Kolonielisten für Potsdam befinden sich im GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 43, Nr. 33, Vol. I; II.
- 16 AFRD, 5968. Dem Potsdamer Konsistorium gehörten die Ältesten (Anciens) und die Pastoren an. Der erste Pastor der Gemeinde, Thomas Le Cointe, zählte das Führen eines Protokollbuches nicht zu seinen Aufgaben, denn seine Handschrift sucht man in diesen Bänden vergeblich, die uns erst aus der Zeit vorliegen, als Ruynat als zweiter Pastor sein Predigtamt aufnahm. Dass nie ein älterer Band existiert hat, wird auch bei Erman deutlich, der seine Aufzählung der Anciens erst mit dem Jahr 1736 beginnen lassen kann, mit Rücksicht auf die erst in diesem Jahr angelegten Verzeichnisse. Vgl. ERMAN 1785, S. 31; In den Protokollbänden notierten die französischen Gemeinden gern die Anzahl der Gottesdienstteilnehmer. Für diesen Hinweis danke ich Manuela Böhm. Allerdings wurde dieser Brauch im Potsdamer Konsistorium in der ersten Hälfte des 18. Jahrhundert nicht gepflegt.

- 
- 17 AFRD, 6013 (Taufbuch), 6017 (Trauungen), 6020 (Bestattungen).
- 18 Auf einen Beleg dieser Aussage verzichtete Erman jedoch. Vgl. ERMAN 1785, S. 12.
- 19 Die Akte der Heilig-Geist-Kirche ist im Bestand des Brandenburgischen Landeshauptarchivs enthalten (im Folgenden abgekürzt als BLHA), Rep. 19 Nr. 3354, fol. 4v. u. 5v.
- 20 Allein in diesem Aktenkonvolut finden sich mehrere Beispiele von Potsdamer Bürgersfamilien, die sich zwischen der Garnison- und der Heilig-Geist-Kirche aufteilten. Bei den Ehefrauen der Hugenotten dürfte ihre Sprachfähigkeit entscheidend für die Wahl ihrer Gemeinde gewesen sein. Auch wenn sie durch ihre Heirat eine gewisse Sprachkompetenz im Französischen erworben hatten, heißt das noch nicht, dass sie auch einem Gottesdienst in dieser Sprache folgen konnten.
- 21 BLHA, Rep. 19 Nr. 2240, *passim*. Die folgenden Angaben zu den hugenottischen Hausbesitzern in diesem Absatz habe ich diesem Häuserverzeichnis von 1724 entnommen; Die Angaben in Klammern geben die aktuelle Straßenbezeichnung wieder. Vergleiche hierzu Klaus ARLT: „Die Straßennamen der Stadt Potsdam. Geschichte und Bedeutung“, in: Mitteilungen der Studiengemeinschaft Sanssouci e. V., 4. Jahrgang (1999) Heft 2, *passim*.
- 22 Vgl. Peter BAHL: „Paten in der Reformierten Schloß-Gemeinde Potsdam 1662-1688. Eine Quelle zu den Amtsträgern am Hofe des Großen Kurfürsten“, in: Genealogisches Jahrbuch (Sonderdruck), hgg. Von der Zentralstelle für Personen- und Familiengeschichte, Band 39, Neustadt a.d. Aisch 1999, S. 143-185, hier S. 148. Biette ist zugleich der einzige Hugenotte, den Bahl in diesem Zusammenhang erwähnt.
- 23 Bei Etamin und Crepon handelt es sich um leichte Wollstoffe.
- 24 Erst als im Jahr 1742 die Kolonisten die Zahlung der Feuerkassengelder mit dem Hinweis, dass sie ja nicht die Hauseigentümer seien, denn schließlich hätten sie keine Besitzzkunde erhalten, verweigern, lässt Friedrich II. in die Wege leiten, dass alle zum Nießbrauch wohnenden Hugenotten in einem Verzeichnis erfasst und mit Grundbriefen versorgt werden sollen. GStA PK I. HA, Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 23, Nr. 10, ohne Paginierung, siehe daher die letzten Schriftstücke in diesem Konvolut beginnend mit dem 7.10.1743.
- 25 Brandenburgisches Ortslexikon, Band 3: Havelland, bearbeitet von Lieselott Enders, Weimar 1972, S. 294.
- 26 Zu Beginn seiner Regentschaft ließ Friedrich Wilhelm I. ein Verzeichnis erstellen, das die bereits vor 1713 gebauten sowie die in seinem Auftrag errichteten Häuser umfasst. BLHA, Rep. 19 Nr. 2242, fol. 1.
- 27 Brandenburgisches Ortslexikon 1972, S. 294.
- 28 SCHRECKENBACH 1985, S. 14ff.
- 29 Brandenburgisches Ortslexikon 1972, S. 35-42.
- 30 Der Wortlaut dieses Dekrets findet sich bei Muret 1885, S. 200.
- 31 Das soll jedoch nicht bedeuten, der Kurfürst habe gar keine Maßnahmen zum Wiederaufbau Potsdams unternommen. Von seinem Sohn und Nachfolger Friedrich I. weiß ich, dass er „Häuslebauern“ zehn Jahre Akzisierungsfreiheit gewährte. Das machte im Falle der Familie Moys immerhin mehr als 204 Reichstaler aus. GStA PK, X. HA Kurmärkische Kriegs- und Domänenkammer, 2A Domänenregistratur, Nr. 1190.
- 32 Wenigstens drei Hugenottenfamilien lassen sich anhand der Kirchenbücher der Schlossgemeinde in Potsdam noch unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm nachweisen: Doriot, der 1687 mit seiner Frau aus Frankreich geflohen war, Biette, des Grusselliers, die 1687 resp. 1688 eines ihrer Kinder von dem Prediger der reformierten Schlossgemeinde, Brunsenius, taufen lassen; ferner de Simonis, Girard, Noret, die sich bis 1701 in dieser Ge-

- 
- meinde nachweisen lassen. GStA PK, VIII. HA Militärkirchenbücher 570, 11, fol. 28, 117, 133, 161, 28; 37.
- 33 GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 48, Nr.1, fol. 143; Tatsächlich lassen sich bis auf Huth und Golzer ihre Familien in Potsdam nachweisen. Vergleiche zu Baby den Bericht der Domänenkammer vom 27.06. 1722 über Fortschritte bei der Ansiedlung der Fabrikanten, der die erfolgte Auszahlung der 100 Reichstaler an Baby vermerkt: GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 23, Nr. 1, Vol. I., fol. 20, zu Rocheblave und Payan die Kirchenbücher wie Anmerkung 17.
- 34 GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 23, Nr. 2, (29.04. 1720).
- 35 GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 23, Nr. 1, Vol. I., fol. 17.
- 36 GStA PK, Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 23, Nr. 3 (4.5. 1721).
- 37 GStA PK, Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 23, Nr. 1, Vol. I, fol. 20.
- 38 GStA PK, Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 23, Nr. 1, Vol. I, fol. 6.
- 39 AFRD, 5984, fol. 7: „que cela pourroit engager quelques uns d'entreux a s'etablir a Potsdam conformement aux intentions de Vôtre Majesté d'y former une nombreuse Colonie Francoise.“ Leider ist das Antwortschreiben des Königs bereits vor Jahren aus dem Konvolut entnommen worden.
- 40 Ein durchschlagender Erfolg dieser Maßnahme blieb jedoch aus. Aus Warschau hieß es, es gebe zwar in Polen viele Franzosen, aber ob dem König mit katholischen Kolonisten gedient sei? Fast schon entschuldigend für den schwachen Widerhall, den der Ruf nach Potsdam in Dänemark erzeugte, bot der Diplomat in Kopenhagen die Bekanntmachung des Patents in Norwegen an. GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 23 Nr. 6, fol. 57-59.
- 41 GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 43, Nr. 33, Vol. I., fol. 49.
- 42 Die Kirchenbücher der Gemeinde wie Anmerkung 17.
- 43 Davon sind in etwa zehn Personen deutsche Domestiken, deren Zahl im ersten Jahr noch nicht wie später üblich gesondert vermerkt wurde. GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 43, Nr. 33, Vol. I., fol. 2-69.
- 44 Unter ihnen auch Offiziere im Ruhestand, denen der König in Potsdam eine höhere Pension versprach. GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 23 Nr. 1, Vol. I, fol. 101.
- 45 Die Spandauer Kolonie wurde 1735 aufgelöst und die Kolonisten hatten die Wahl, zu einem deutschen Pastor zu gehen, oder sich der Potsdamer Gemeinde anzuschließen: AFRD, 5984, fol. 18; Ihre Kolonie war nie sehr groß. Mit ihrer Auflösung halbierte sich die Zahl der in Spandau lebenden Franzosen auf 46 im Jahr 1738. 1732 waren es noch 92 Kolonisten. Allerhöchstens 46 Spandauer könnten also nach Potsdam gezogen sein. Die Potsdamer Kolonieliste von 1738 führt jedoch nur drei Neuankömmlinge aus Spandau auf. GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 43, Nr. 33, Vol. I., fol. 53. Die Größe der Kolonie im Jahr 1739 habe ich aus einer Gesamtübersicht aller Kolonien in Brandenburg-Preußen entnommen. GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 48, Nr. 1, fol. 318f. u. 323.
- 46 GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 6b, Nr. 1, Vol. IV, fol. 145, 199 u. 151.
- 47 Mylius, Corpus Constitutorum Marchicarum, VI. Theil, II. Abth., Spalte 426-428. Die Zitate in diesem Absatz habe ich diesem Patent entnommen.
- 48 Zu den Kolonielisten existieren auch „Récapitulations“, in denen der Zustand der Kolonie jeweils mit dem Vorjahr verglichen wird und Veränderungen begründet werden. Darauf beziehen sich die Angaben in diesem Absatz. GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches

- 
- Ministerialarchiv, Nr. 43, Vol. I, fol. 59-67. So sind beispielsweise auch Angaben zu der Größe der Kolonie für die Jahre möglich, in denen keine Listen mehr erhalten sind.
- 49 So in der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zwischen 112 und 148 Réfugiés zählenden Kolonie in Braunsberg und in Brandenburg, deren Kolonistenzahl sich im selben Zeitraum zwischen 106 und 137 bewegte. GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 43, Nr. 9, Vol. I; Nr. 7. Gut geht es zu dieser Zeit eigentlich nur den großen, über 1000 Personen zählenden Kolonien wie Magdeburg und Berlin. GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 6b, Nr. 1, Vol. IV.
- 50 So in der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zwischen 112 und 148 Réfugiés zählenden Kolonie in Braunsberg, und in Brandenburg, deren Kolonistenzahl sich im selben Zeitraum zwischen 106 und 137 bewegte. GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 43, Nr. 9, Vol. I; Nr. 7; Gut geht es zu dieser Zeit eigentlich nur den großen, über 1000 Personen zählenden Kolonien wie Magdeburg und Berlin. GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 6b, Nr. 1, Vol. IV.
- 51 BLHA, Rep. 19 Nr. 58, ohne Paginierung.
- 52 Dies geht aus dem Findbuch zur Kriegs- und Domänenkammer, Städteregistratur hervor. BLHA, Rep. 2 Findbuch, Band 5, S. 421-457.
- 53 In den 1730er Jahren betrug dieses Verhältnis 243 zu 46, 300 zu 51, 255 zu 38, 382 zu 51 sowie 421 zu 58. GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 43, Nr. 33, Vol. I, fol. 52-67. Siehe hierzu auch Abbildung 1.
- 54 Aus den Kolonielisten und den Kirchenbüchern lässt sich die Größe seines Haushalts ermitteln. Mindestens sieben Franzosen lebten demnach in diesem Viertel von Potsdam. GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 43, Nr. 33, Vol. I, fol. 3. Vielmehr scheint mir diese Namensgebung dem Wunsch Ausdruck zu verleihen, hier sollen sich möglichst viele Hugenotten niederlassen.
- 55 Die Taufe wurde demnach von einem deutschen Pastor vorgenommen und ist laut Taufbuch der Französischen Gemeinde auch im Kirchenbuch der Garnisonkirche verzeichnet. AFRD, 6013, Nr. 89 (Jean David Rusé).
- 56 Die aus Brandenburg stammende Louise Noé verheiratete sich 1750 mit Frédéric Plantier, einem Tabakpflanzer aus Spandau. Dieser konnte jedoch, so wurde in der Versammlung der Anciens versichert, Französisch sowohl verstehen als auch sprechen. AFRD, 5968, fol. 150.
- 57 AFRD, 5968, fol. 131.
- 58 Wann genau die „Kündigung« ausgesprochen wurde, geht aus den Protokollbüchern nicht hervor. Der hektische Schriftwechsel der Pastoren mit dem Generalkaplan Decker und den Behörden legt jedoch die Vermutung nahe, dass den Hugenotten tatsächlich nicht mehr als eine Woche für den Umzug und die Suche nach einem Ausweichquartier geblieben ist. AFRD, 5984, fol. 61. Nur ein Jahr zuvor erkundigte sich Friedrich II. über „le Batiment et entretient des Temple et maison curicles“ sowie über die Vermögensverhältnisse der Französischen Gemeinde und deren Veränderung während der letzten sechs Jahre. AFRD, 5968, fol. 124. Trug sich Friedrich II. also bereits 1749 mit Plänen zu einem Umbau der Schlosskapelle und ließ nun feststellen, ob die Französische Gemeinde einen Kirchenbau zumindest mitfinanzieren könne? Die entsprechende Order konnte ich jedoch unter den Minuten des Jahres 1749 nicht ausfindig machen. GStA PK, I. HA Rep. 96B Geheimes Zivilkabinett, Nr. 37. Richtete sich dieser Erlass speziell an das Potsdamer Konsistorium oder erging er an alle französischen Gemeinden im Land?
- 59 AFRD, 5984, fol. 61.
- 60 AFRD, 5968, Vol. I., fol. 148: „de monter en chaire précisément à 7 heures et demi afin que le service devine puisse se faire avec plus d'ordre au moins de confusion.“

- 
- <sup>61</sup> BLHA, Rep. 19 Nr. 2867 (4.9.1745). Die Datierung ergibt sich aus der Supplik Petitjeans vom 11.5.1746. Allerdings behauptet er hier, vor vier Jahren aus Frankreich nach Potsdam gekommen zu sein: GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 23, Nr. 14, ohne Paginierung. In den Kolonielisten wird dieser Jean Petitjean als „chandelier“ verzeichnet. GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 43, Nr. 33, Vol. I, fol. 3. Er stirbt 1734 56-jährig. AFRD, 6020, Nr. 35.
- <sup>62</sup> Jean Louis Petitjean ist 1743 Taufpate seines gleichnamigen Enkels, des Sohnes von Pierre. AFRD, 6013, Nr. 182.
- <sup>63</sup> Petitjean erwähnt 1745 in seinem Brief an den Kriegsrat eine zwei Jahre zurückliegende Zusammenkunft des Gewerks, die seiner möglichen Aufnahme gegolten habe. BLHA, Rep. 19 Nr. 2867.
- <sup>64</sup> BLHA, Rep. 19 Nr. 2533, ohne Paginierung.
- <sup>65</sup> Vgl. Anmerkung 47, hier Sp. 429f.
- <sup>66</sup> Stefi JERSCH-WENZEL: Juden und „Franzosen“ in der Wirtschaft des Raumes Berlin-Brandenburg zur Zeit des Merkantilismus, Berlin 1978, S. 76 beruft sich hier auf Henri TOLLIN: Geschichtsblätter des Deutschen Hugenotten-Vereins, 5. Zehnt (1896), H. 7-9, S. 52f.: „ist in keiner brandenburgisch-preußischen Kolonie ein Fall bekannt, daß irgendeine Zunft einen Franzosen freiwillig umsonst aufgenommen hätte“; Dafür spricht auch der in diesem Streit als Präzedenzfall herangezogene Vergleich zweier Kolonisten mit dem Magdeburger Seifensiedergewerk, welches Petitjean deren Aufnahme als Argumentationshilfe für seine Klage attestiert. Auch hier findet eine Aufnahme nur gegen Gebühr statt. Es wird bei den Akten des Seifensiedergewerks im Stadtarchiv Potsdam, 1-12/172, fol. 10 aufbewahrt.
- <sup>67</sup> Dass die Brandgefahr für diesen Gewerbebezweig ein Thema war, wird auch an dem Geld für einen Feuereimer als Bestandteil der Aufnahmegebühren deutlich. Stadtarchiv Potsdam, 1-12/168, fol. 13.
- <sup>68</sup> Stadtarchiv Potsdam, 1-12/166, fol. 2v.
- <sup>69</sup> So der Ratmann und Assessor des Seifensiedergewerks Semler in seinem Bericht vom 29.12.1746. BLHA, Rep. 19 Nr. 2867. Gemeint ist wohl Strassburg in der Uckermark, wo es auch eine Französische Kolonie gibt.
- <sup>70</sup> A.a.O.
- <sup>71</sup> Aus den Unterlagen des Gewerks geht hervor, dass Langenhagen das zur Meisterprüfung fällige Wachsgeld gleich zweimal an den Magistrat abführt. Das deutet darauf hin, dass die Anfertigung der Kerzen im Nachhinein beanstandet wurde. Stadtarchiv Potsdam, 1-12/172, fol. 3r.
- <sup>72</sup> BLHA, Rep. 19 Nr. 2867 (4.10.1745).
- <sup>73</sup> Stadtarchiv Potsdam 1-12/172, fol. 10.
- <sup>74</sup> Auch dieses Beispiel wird in diesem Streitfall angesprochen und als Argumentationshilfe herangezogen. Entsprechende Unterlagen des Schmiedegewerks aus dieser Zeit fehlen jedoch im Stadtarchiv Potsdam. Genau in den Fällen, wo ein Geselle seine Lehrzeit durch Dienst bei einer Herrschaft oder als Soldat unterbrechen muss, sieht das Statut der Seifensieder eine teilweise Anrechnung dieser Dienstjahre vor. Ferner heißt es in Artikel 1, dass das Gewerk in Ausnahmefällen von den drei Wanderjahren absehen kann. Voraussetzung ist aber die ehrenhafte Entlassung aus dem Dienst, der so genannte „ehrliche Abschied“, den der Geselle vorweisen muss. Somit bliebe nur das Fehlen eines Lehrbriefes oder eines vergleichbaren Dokuments seines „Arbeitgebers“, woraus hervorginge, dass Petitjean während seiner Zeit als Geselle sich ehrenhaft verhalten habe, als Hinde-

- 
- rungsgrund für seine Aufnahme. Vgl. die Statuten des Gewerks unter Stadtarchiv Potsdam, 1-12/166, fol. 2v.-3r.
- 75 Stadtarchiv Potsdam, 1-12/173, fol. 5-7.
- 76 Ein Waldstück bei Potsdam mit sternförmig ausgelegten Wegen. Heute ein Stadtteil von Potsdam.
- 77 Zum Vergleich: Etwas mehr, 45 Taler im Jahr, bekommt der Kantor der Französischen Gemeinde für seine Tätigkeit als Schulmeister. GStA PK, I. HA, Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 43, Nr. 33, fol. 49.
- 78 Hatte das Vermögen der Innung im Jahr 1744 noch über 29 Reichstaler betragen, schmilzt es im Verlauf des Jahres 1748 von 13 auf nur noch einen Reichstaler, neun Groschen und neun Pfennige zusammen. Im wahrsten Sinne des Wortes wird Petitjean über Gebühr geschöpft: Für die Aufnahme eines zünftigen Gesellen als Mitmeister verlangt die Seifensiederinnung lediglich sechs Reichtaler, während die jährliche Gebühr für einen Meister 16 Groschen beträgt. Stadtarchiv Potsdam, 1-12/ 168 fol. 12f.
- 79 Stadtarchiv Potsdam, 1-12/166, fol. 3v.
- 80 In der Meisterprüfung scheint Petitjean lediglich seine Fertigkeiten als Seifensieder unter Beweis stellen zu müssen, da ihm die Gebühr für das Wachsgeld mit dem Hinweis auf seine „reformirte Religion“ erlassen wird: Stadtarchiv Potsdam, 1-12/169, fol. 17r.. Dieser Streit verweist auch auf das Vorurteil von dem verknöcherten Zunftsystem. Bei genauerer Betrachtung geht es aber nicht um die Verhinderung von Innovation, sondern um das Einzelinteresse, dass Schumann über die Innung durchzusetzen versucht. Im Gegenteil zeigt sich, wie flexibel das Gewerk auf soziale Veränderungen des 18. Jahrhunderts reagieren konnte, wenn über Unterbrechungen der Lehrzeit, sogar über die in den Statuten hinausgehenden Ausnahmeregelungen, hinweggesehen wurde. Wieder einmal zeigt sich, dass Statuten keinen Ist-Zustand abbilden, sie daher nicht mit der Lebenswirklichkeit gleichgesetzt werden dürfen. Die Zünfte begreifen die Statuten sehr wohl als ihnen gewährte Privilegien und nicht als Gesetze, denen es Artikel für Artikel zu folgen gilt – anders als uns dies Verfechter des Paradigmas der innovationsfeindlichen Zünfte sowie Schumann und Hauschild weismachen wollen. Zu der Forschungsdebatte über die Rolle der Zünfte in der Frühen Neuzeit siehe insbesondere den Forschungsbericht von Reinhold REITH: Technische Innovationen im Handwerk der frühen Neuzeit? Traditionen, Probleme und Perspektiven der Forschung, in: Stadt und Handwerk in Mittelalter und früher Neuzeit, hgg. von Karl Heinrich Kauffold und Wilfried Reininghaus, Köln u.a. 2000, S. 21-60; sowie Heinz-Gerhard HAUPT: Neue Wege zur Geschichte der Zünfte in Europa, in: ders. (Hg.): Das Ende der Zünfte. Ein europäischer Vergleich, Göttingen 2002, S. 9-37.
- 81 Auch sein Streit mit den Potsdamer Seifensiedern ist in dem Aktenkonvolut zu Petitjean enthalten: BLHA, Rep. 19 Nr. 2867 sowie GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 23, Nr. 14.
- 82 GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, Nr. 43, Nr. 33, Vol. I, fol. 69.
- 83 BLHA, Rep. 19 Nr. 2867. “Ce qui vient l’arriver au dit Petitjean est deja arrivé à d’autres de nos Colonistes. Il n’y en a point qu’on ne chicanne sur leurs Etablissements. S’ils ont quelques procès contre un Allemand, à peine les écoute-t-on et si on les écoute, ce n’est que pour trainer l’affaire en longeur pour leur occasionner des gros fraise et les condamner enfin, quelque bon doit qu’il ayent.”
- 84 Da das Seifensiedergewerk ihn seitdem aber nicht weiter behelligt und ihn ungestört Seife und Kerzen verkaufen lässt, wird die Klage letztendlich aufgehoben. GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 23, Nr. 14.
- 85 GStA PK, I. HA Rep. 122 Französisches Ministerialarchiv, 43, Nr. 33, Vol. I, fol. 86; 128.

# Suzette Henry

## Prägung und Aneignung

von Meike Rugenstein

### Vorwort

Der 51. Deutsche Hugenottentag 2019 in Potsdam ist Anlass, sich die Geschichte der Potsdamer Französisch-Reformierten Gemeinde anzusehen, die als „*verspäteten Kolonie*“<sup>1</sup> im Schatten, aber auch nahe der großen Berliner Französischen Kirche existiert hat. Meike Rugenstein entdeckte als Schülerin, dass hier im Gemeinde- und Pfarrhaus Potsdam, die Künstlerin Suzette Henry gelebt hat.

Interessiert machte sie sich im Rahmen ihres Geschichtsunterrichts an die Arbeit und erforschte das Leben der Frau, die früher in ihrem eigenen Geburtshaus gelebt hatte. Ihre Arbeit unter dem Titel *Prägung und Aneignung* wird hier in Auszügen veröffentlicht.<sup>2</sup> Das Thema *Prägung und Aneignung* eignet sich hervorragend, um sich seiner eigenen Wurzeln und Prägungen einerseits und seiner Selbständigkeit und Selbstbestimmtheit andererseits immer neu bewusst zu werden, und möge für verschiedene Generationen, die sich mit ihren Prägungen und Aneignungen befassen, als Anregung dienen.

*Hildegard Rugenstein,  
Pastorin der Französisch-Reformierten Gemeinde Potsdam, April 2019*

### Vorbemerkung

Je mehr ich recherchierte, desto erstaunlicher fand ich, dass diese Frau so wenig bekannt ist, war sie doch zu ihrer Zeit eine hochgeschätzte Malerin, die als erste Frau zum ordentlichen Mitglied der Königlichen Preußischen Akademie der Künste ernannt wurde und deren Bilder auch das Königshaus erwarb.<sup>3</sup> Es ist an der Zeit, sich der Leistung Suzettes Henrys zu erinnern und diese zu würdigen.

Bisherige Beschäftigungen mit der Künstlerin konzentrierten sich auf ihr künstlerisches Schaffen, ich lege das Augenmerk auf Suzettes Leben, ihre Prägungen und Aneignungen. Suzette Henry war Hugenottin. Durch ihre Eltern<sup>4</sup> und ihren Ehemann lebte sie in einem Umfeld, das vom reformierten Glauben geprägt war. Sie wuchs in der Französischen Kolonie in Berlin auf. Französisch war ihre Muttersprache und sie lebte bewusst in der Tradition des Refuge. Ihr Vater war langjährig Ancien<sup>5</sup> in der Französischen

Kirche zu Berlin. Ihr Mann Jean Henry war Pasteur und setzte sich dafür ein, die französische Sprache als Gottesdienstsprache ausschließlich beizubehalten, so blieb Suzette in diesem speziellen Sprach- und Kulturraum beheimatet.

### Ein besonderes Leben



*Cabinet d'un peintre*  
Dessiné par Madame Marie Thérèse, femme de Jean-Nicolas Chodowiecki  
Gravé par son fils et son Neveu, Jean-Nicolas Chodowiecki

*Daniel Nikolaus Chodowiecki, Cabinet d'un peintre,  
Das Familienblatt des Künstlers, Radierung 1771 (DHG).*

Suzette Henry kam als zweite Tochter des berühmten Kupferstechers Daniel Nikolaus Chodowiecki am 26. Juli 1763 in Berlin zur Welt. Sie war wohl die begabteste Tochter des Künstlers. Auch ihre ältere Schwester Jeanette und ihr Bruder Wilhelm sowie das Nesthäkchen Jette lernten bei ihrem Vater, es wurde jedoch niemand so erfolgreich wie Suzette. Nur das vierte der fünf von sieben überlebenden Kindern widmete sich später nicht der Kunst, sondern der Theologie: Heinrich, dessen Tochter sich allerdings wiederum als Künstlerin betätigte. Der Haushalt der Chodowieckis war schlicht und einfach. Mit all den Kindern herrschte ein buntes Treiben. Die Eltern lebten in einer glücklichen Ehe und beide erzogen die Kinder mit Einfachheit und bestimmt. Etliche Illustrationen Chodowieckis zeigen Ideen

und Anschauungen der Aufklärung. Er versuchte, ein braver Familienvater, Untertan und Bürger zu sein, und genoss sein bürgerliches tugendhaftes idyllisches Familienleben. Das Aufwachsen seiner Kinder stellte er auf verschiedene Weise dar. Er komponierte erzieherische und moralisierende Bildfolgen, aber auch Ölbilder mit Situationen aus dem Alltag seiner Familie. So zum Beispiel die berühmte Radierung *Cabinet d'un peintre* (siehe Seite 113), die gleichzeitig „ein Monument mustergültigen, bürgerlich bewußten Familiensinns“<sup>6</sup> ist.

Chodowiecki sitzt bescheiden in der rechten Ecke, ist wahrscheinlich mit der Zeichnung einer Miniatur beschäftigt, wirft einen prüfenden Blick zu seiner Familie, die um den Tisch versammelt ist. Vorne links sitzt die älteste Tochter Jeanette über einem Kunstband, sieht aber freudig auf das Bild ihres Bruders Ludwig Wilhelm, der später auch Kupferstecher werden sollte. An dessen rechter Seite schaut auch der kleine Henri Isaac begeistert seinem großen Bruder zu. Mit betreuenden Gesten betrachtet auch die Mutter Jeanne die Kinder. Sie liebkost nebenbei ihre Tochter Suzette und wirkt ruhig und zufrieden. In der Mitte sitzt auf einem viel zu großen Stuhl die kleine Jette, die glücklich in den Raum sieht und von Suzette an deren linken Hand gehalten wird. Auf mich wirkt das Beisammensein sehr harmonisch, es scheint, als seien alle ungetrübt und froh in ihrer Familie. Die zur Zeit der Entstehung des Bildes in Berlin herrschende Wirtschaftskrise, die zum Beispiel auch für gut betuchte Bürger schlechte Ernährung zur Folge hatte, scheint das innere Familienglück des Künstlers nicht beeinflusst zu haben. Im Vergleich zu anderen Familienbildern der Zeit, in denen der Vater oft als Familienoberhaupt hervorgehoben wird, ist auch bemerkenswert, wie besonders den Kindern eine hohe Aufmerksamkeit und vor allem Berücksichtigung der kindlichen Anlagen und ihrer Natur geschenkt wird.<sup>8</sup> Außerdem folgte Chodowiecki der von Rousseau geforderten Rollenzuweisung, in dem er die männlichen Familienmitglieder auf der rechten und die weiblichen auf der linken Bildhälfte anordnete. Hat er dies bewusst getan und beabsichtigte er auszudrücken, dass er dieser Geschlechtertrennung zustimmte? Seine sittenstrengen Bilderfolgen zur Erziehung der Frauenzimmer stützen diese Vermutung, allerdings beließ er es selbst nicht bei einer geschlechtsspezifischen Erziehung, sondern förderte nicht nur Ludwig Wilhelm, sondern auch Jeanette und Suzette, nachdem sich deren künstlerische Begabungen zeigten. Suzette war nicht immer der Kunst zugewandt, denn es gab eine Zeit, in der hatte sie die Freude an der Kunst verloren. Ungewöhnlich an Chodowieckis Erziehung war, dass er, obwohl er oft streng und moralisch zeichnete, seine Kinder sehr liebevoll und ohne erkennbaren Druck und Zwang erzog. Gerhard Ulrich schreibt dazu: „Diejenigen seiner Kinder, die Anlagen zum Zeichnen zeigten, hat er [...] gefördert und unterrichtet, ohne sie in dieser Hinsicht zu quälen, wie es seiner Zeit andere Väter berühmter Kinder doch getan haben.“<sup>9</sup> Suzette hatte im

Zeichnen „einen artigen Anfang gemacht da sie aber sah daß sie es der vorherigen [Jeanette] nicht gleich thun konnte, wurde sie es überdrüssig und widmete sich ganz der Musik und den wirtschaftlichen Beschäftigungen“<sup>10</sup>. Doch kam Suzette in die Situation, dass sie lange eine Krankheit im Bett auskurieren musste und die Zeit nutzte, wieder mit keinen Skizzen zu beginnen, um dann die Schwester einzuholen. Ihr Vater schrieb dazu: „Seit der Zeit kopiert sie und mahlt Porträte nach der Natur damit hat sie ein paar junge Mädchen von ihren Jahren angesteckt die auch schon einen kleinen Anfang haben, die kommen, und arbeiten in meiner Stube so daß wir manchmal fünf zusammen Arbeiten.“<sup>11</sup> Chodowiecki berichtet so angetan von dem gemeinsamen Malen, dass es sich gut vorstellen lässt, wie er umringt von vielen kleinen Mädchen in seinem Arbeitszimmer sitzt und viel Freude mit ihnen hat. Sein Unterricht stieß bei den Mädchen auf so großes Interesse, dass er in einem Brief schrieb: „Seitdem meine Tochter angefangen hat, sind verschiedene Mädchen von ihr angefeuert worden auch malen zu wollen, und mein Arbeitszimmer sitzt manchmal so voll, daß ich beinahe daraus vertrieben werde.“<sup>12</sup> In dieser Zeit entwickelte Suzette eine Leidenschaft, die sie in charakteristischer Weise formte. Sie hatte sich also eine Prägung, die ihr durch Veranlagung und Erziehung zuteil geworden war, bewusst angeeignet.



„Wallfahrt nach Französisch Buchholz“ (DHG).

Chodowiecki zeichnete aber nicht nur mit seinen Kindern, sondern auch für sie. Eine Radierung wurde aufgrund ihres Witzes besonders berühmt: die „Wallfahrt nach Französisch Buchholz“, die eigentlich nur zur Aufheiterung der eigenen Familie gedacht war. Ein Ausflug im Sommer 1775 musste wegen starken Regens ausfallen. Um die Seinen zu trösten, zeichnete er den geplanten Sonntagsausflug mit vergnügter Laune, Phantasie, viel Lebendigkeit und Humor. Bei einer so liebenswürdigen Vermittlung der Kunst ist es kein Wunder, dass auch Suzette Freude daran fand. Ihr Vater war für ihre Karriere der wichtigste Wegbereiter, denn nicht nur die angenehme und inspirierende Atmosphäre des Künstlerhaushalts, sondern auch die weitreichenden Freundschaften und Kontakte mit der künstlerischen und geistigen Elite Berlins haben fortwährenden Einfluss auf Suzette und ihre Geschwister ausgeübt.

Einer der wenigen Nachlässe Suzettes ist ein Skizzenbuch, in dem sie gemeinsam mit ihrer Cousine Nanette Bleistiftzeichnungen, hauptsächlich Darstellungen ihrer Familie, festgehalten hat. Auch diese Studien verdeutlichen, dass sie ihre Kindheit und Jugend genossen haben muss, da sie stets in liebevollen Gesten gezeichnet wurden. Oft zeichnete Suzette ihre Mutter, mal allein bei kleinen Handarbeiten oder auch träumend in einem großen Ohrensessel.<sup>13</sup> Ihre Mutter scheint eine ausgeglichene Frau gewesen zu sein. Wie hat Jeanne Chodowiecka ihre Tochter geprägt? Es bleibt im Dunkeln, was sie dazu beigetragen hat, dass Suzette so selbstbewusst, aber nie arrogant war und in ihrer Kunst stets die gängige, fast konservative Stellung der Frauen würdigte, selbst aber emanzipiert lebte. In Suzettes Skizzen wird auch deutlich, wie individuell die Chodowiecki'schen Kinder erzogen wurden, denn es gibt Zeichnungen, die eine streng wirkende Atmosphäre vermitteln, aber auch andere, die ein buntes Durcheinander zeigen. Folge der Erziehung war, dass Suzette eine auffallend eigenständige Frau wurde, indem sie die Wertvorstellungen der Eltern für sich modifizierte. Sie wusste, was sie wollte, und prahlte weder mit ihren Leistungen, noch versteckte sie diese. Stark geprägt vom Elternhaus, heiratete sie mit 22 Jahren den Hugenotten Jean Henry, um mit ihm den Rest des Lebens zu genießen.

## **Eine große Liebe**

Der angehende Pastor Jean Henry<sup>14</sup> war Sohn eines Juweliers. Im Januar 1783 verlobten sie sich. Die Eheschließung erfolgte im Jahre 1785, nachdem Jean an die Französische Kirche in Potsdam berufen worden war. Leider musste der vorgesehene Termin um acht Tage verschoben werden, da die Mutter Suzettes an dem geplanten Hochzeitsmorgen starb. Die Trauung fand dann am 8. Juni 1785 unter einem Birnbaum im elterlichen Garten statt. Später rühmte sich die humorvolle Suzette daher mit den Worten: „*J'ai fait des Promesse in l'air.*“<sup>15</sup> Über die Ehe der beiden gibt es

nur Worte der Freude und des Glücks. Neben den Eltern war es Jean, der seine Frau als Künstlerin förderte. Suzette stellte schon im ersten Ehejahr als „Dilettantin“ in der Akademie der Künste eine Auswahl ihrer Bilder aus. 1789 wurde sie mit nur 26 Jahren zum ordentlichen Mitglied der Akademie berufen, was zur Folge hatte, dass sie sich bis zum Lebensende regelmäßig mit sechs bis neun Gemälden an deren Ausstellungen beteiligte. Die Beziehung der beiden *„muss mit heutigen Begriffen als eine durchaus partnerschaftliche und gleichberechtigte geprägte Verbindung angesehen werden“*<sup>16</sup>, denn sonst wäre es für Suzette unmöglich gewesen, sich auch in den Jahren, in denen sie ihre Kinder großzog, regelmäßig an den Akademieausstellungen zu beteiligen. Aus dem Quellenmaterial lässt sich erkennen, dass das Paar sich gegenseitig beruflich unterstützte, und einen gesellschaftlich gehobenen und anerkannten Status hatte, beispielsweise knüpfte Jean Henry in seiner Potsdamer Zeit Kontakte zum Königshof, der ihm seine spätere Zweitanstellung als königlicher Bibliothekar bot. Und sie scheinen wirklich anhaltend verliebt gewesen zu sein. Auf Reisen nahm Henry seine Frau oft mit. Im Jahr 1814 begleitete Suzette ihren Mann, der mittlerweile auch als Direktor der Kunstkammer und der Altertumssammlung in Berlin arbeitete, in die Hauptstadt Frankreichs nach Paris. Jean Henry war vom König beauftragt, die von Napoleon geraubten Kunstschatze und Münzensammlungen zurückzuholen. Von dieser Reise ist ein sehr ausführliches Tagebuch erhalten. Jean berichtet genau, mit wem er sich täglich traf. Es sind auch Notizen zu Suzette zu entdecken, die den mehrmonatigen Aufenthalt nutzte, um im Louvre verschiedene Gemälde zu kopieren und Pariser Künstler kennenzulernen. Es ist zu erkennen, dass sich die beiden in der Ehe viel Freiheit ließen, ohne deshalb nebeneinander zu leben. Rührend kümmerte sich Jean um Suzette, als diese für mehrere Tage krank im Bett weilen musste. Fünf Jahre später starb Suzette Henry unerwartet mit 56 Jahren am 27. März 1819. Das Ende ihres Lebens war jedoch nicht das Ende ihrer Wirksamkeit, denn sie hatte ihre Kinder geprägt und ihre Bilder prägen und wirken noch heute.

### **Suzettes Prägung der Kinder**

Vieles, was sich Suzette aus ihrem Elternhaus angeeignet hatte, beeinflusste auch ihre Kinder. Der einzig bekannte Schatten, der auf die Ehe fiel, war, dass nur zwei der sechs Kinder der Henrys überlebten. Diese waren Minette<sup>17</sup> und Paul<sup>18</sup>, die anderen<sup>19</sup> starben bald nach der Geburt oder im Kindesalter. In den kargen Quellen zu Suzette Henry ist mehr über ihre künstlerischen Aktivitäten als zu ihrem Privatleben zu finden. Ihre Bilder stellen die Kinder stets in sehr liebevollen Posen dar und vor allem im Skizzenbuch strahlt sie als Mutter immer Freude aus, wenn sie stillend gezeichnet wurde oder sich zeichnete.<sup>20</sup> Außerdem ist an dem Werdegang der Kinder zu sehen, dass sie ihr Elternhaus als Vorbild sahen. Minette heiratete Felix Henri du Bois Reymond<sup>21</sup>, aus deren Ehe neben anderen

Kindern der berühmte Physiologe Henri Emile du Bois Reymond hervorging. Minette hat sich intensiv mit dieser besonderen Familiengeschichte auseinandergesetzt und dafür gesorgt, dass einige Briefe und Tagebücher ihrer Eltern erhalten blieben. Noch deutlicher ist die Prägung der Eltern bei Paul Henry zu erkennen. Er wurde selber Pasteur und heiratete die Künstlerin Louise Claude<sup>22</sup>, die auch einer Künstlerfamilie entstammte, es aber schwerer hatte, in ihrem Beruf Anerkennung zu finden als Suzette. Deshalb war auch sie auf die Unterstützung ihres Mannes angewiesen, der ja gewusst haben muss, worauf er sich mit dieser Heirat einließ. Louise wurde 1833 auch ordentliches Mitglied der Akademie der Künste und sollte damit für lange Zeit die letzte Frau sein, die diese hohe Auszeichnung erreichte. Mit ihrem Gemälde „*Familie Felix du Bois-Reymond*“ erfasst Louise die Familienharmonie der Chodowiecki-Henri-du-Bois-Reymond-Familie und deren fortlaufende Prägung und Aneignung von Kunst, Bildung und Familiensinn im bürgerlichen Haushalt.



*Die Familie des königlich preußischen Geheimrates Felix Henri Du Bois-Reymond, Louise Henry, 1832 (Museum für Kunst und Kulturgeschichte Dortmund).*

Die Mutter, die vorne rechts ihren jüngsten Sohn im Schoß hält, ist Minnette du Bois-Reymond, geb. Henry, Schwägerin der Malerin. An ihrer Rechten sitzt der Gatte Felix. Er hat den Blick, wie auch seine Frau, zu den beiden Töchtern Felice und Julie gerichtet, die sich intensiv mit der großen Zeichenmappe ihres Urgroßvaters Daniel Chodowiecki beschäftigen. Nur der Sohn Emile ist schon ganz mit der Wissenschaft beschäftigt. Dieses Gemälde erinnert an die Radierung *Cabinet d'un peintre* von Chodowiecki. Auch hier ist zu bemerken, dass das Familienoberhaupt nicht das Zentrum bildet, sondern viel mehr Aufmerksamkeit den Kindern geschenkt wird. Aber die Malerin ehrt ihre Künstlervorfahren nicht nur durch die leuchtenden Blätter mit Kupferstichen, sondern auch durch die erhabene Büste des großen Künstlers über dem Kopf seiner Enkelin. Außerdem steht hinter den Töchtern auf der linken Seite die Harfe Jeanne Chodowieckias, der Schwieger-Großmutter der Malerin. Und zur Vollkommenheit hängt über der Harfe ein Selbstbildnis Suzette Henrys, die wie ein Engel über allen schwebt. Ich denke, das Bild könnte auch „Jung und Alt in der Geschichte“ oder „Prägung und Aneignung“ heißen. Es wirkt, als stünden Chodowiecki und seine Tochter in einer besonderen Verbindung, die durch den direkten Blick, von ihr zu dem Betrachter geleitet wird oder zu der Malerin, die ja die Dritte im Bunde derer war, die durch die Kunst geprägt wurden, um sie sich anzueignen.

## **Frauen in der Gesellschaft um 1800**

Das Rollendiktat der Frau hat seinen Ursprung in der Erziehungsliteratur seiner Zeit, besonders bei Jean-Jaques Rousseau (1712-1778). Die Legitimation für die Festlegung der Rolle von Mann und Frau aufgrund ihres Geschlechts beruhte darauf, dass Männer und Frauen von Natur aus verschieden sind. Sie haben entgegengesetzte und zugleich ergänzende Charaktere und sind für unterschiedliche Tätigkeitsbereiche prädestiniert. Der Mann ist wegen seiner Rationalität und Stärke für das Erwerbsleben zuständig, während die Frau aufgrund von Emotionalität und Schwäche für das Familienleben bestimmt ist. Also sieht die Natur die Frau für Häuslichkeit, Gattenliebe und Mutterzärtlichkeit vor. De facto bedeutete dies für die Frauen, dass sich ihre Entfaltung und ihr Glück nur auf diesen Gebieten zu vollziehen haben. Diese Pädagogik begründet die Existenzberechtigung der Frauen auf weiblichen Tugenden wie Gehorsam, Sanftmut, Gefügigkeit, Nachgiebigkeit, Biagsamkeit, Selbstverleugnung und Empfindsamkeit.<sup>24</sup>

In armen Familien schufteten Frauen oft täglich für viel weniger Geld als die Männer. Es war die Regel, dass Frauen körperlich harte Arbeit zu leisten hatten. Nur wenige Frauen hatten die Möglichkeit, eine Lehre oder akademische Ausbildung zu erhalten. Die 1717 eingeführte Schulpflicht hatte lediglich zur Folge, dass es in Städten elementaren Schulunterricht

für Mädchen gab. In Wissenschaft und Künsten sind nur wenige Frauen namentlich bekannt. Gab es nur so selten begabte Frauen oder wurden sie so wenig von der Forschung beachtet und vergessen? In Preußen hatten begabte Frauen kein Recht auf Förderung, denn *„wenn Frauen erst einmal den süßen Rausch der Wissenschaft genossen, wenn sich ihre Seele in die Höhe menschlichen Geistes aufgeschwungen hat, - wie könnten sie dann freiwillig in die Niederungen des menschlichen Daseyns zurückkehren, wo harte Arbeit Mühe und Plage auf sie warten [...] ein gelehrtes Weib ist für die häusliche Ökonomie verloren“*.<sup>25</sup> Aber es gibt auch Gegenbeispiele: Frauen, die ihr Studium mit der Ehe vereinbaren konnten, wie z.B. die erste promovierte Ärztin Dorothea Erxleben (1715-1762).

### **Drei besondere Frauen**

Zur Zeit der Aufklärung standen Preußen und vor allem Berlin in einer Blüte der Wissenschaften, Künste und Kultur. Auffallend ist, dass, wenn auch nur für kurze Zeit, einige Frauen unter den besonderen Persönlichkeiten um 1800 zu finden sind, die den aufklärerischen Geist unter die Menschen brachten. Eine von ihnen war die 1771 geborene Schriftstellerin Rahel Varnhagen geb. Levin. Dem jüdischen Mädchen blieben zunächst höhere Schulen verschlossen und auch eine gesellschaftliche Tätigkeit im Handelsunternehmen der Familie wurde ihr nicht erlaubt. Im Alter von 24 Jahren jedoch begann Rahel Levin, jede Woche mit einer Gruppe von vorwiegend männlichen Besuchern über Literatur, Kunst, Philosophie, das Leben, Theateraufführungen und Universitätsvorlesungen zu diskutieren. In Rahels Salon begegneten sich Dichter, Künstler, Philosophen und Staatsmänner. Besitz und Standesunterschiede bedeuteten hier ebenso wenig wie religiöse Gegensätze, denn auf Witz und Verstand kam es an. Auch Johann Wolfgang von Goethe zeigte sich von Rahel Levin beeindruckt. Mit dem Einzug Napoleons 1806 blieb Berlin zwei Jahre lang unter französischer Besatzung. Die Fremdherrschaft riss die Intellektuellen in Deutschland aus ihrer politischen Gleichgültigkeit. Das aufkeimende Nationalbewusstsein verdrängte den Kosmopolitismus der Berliner Salons, und der aufflammende Hurratriotismus richtet sich nicht nur gegen die Franzosen, sondern auch gegen die Juden. Rahels Gäste blieben nach und nach aus. 1808 lernte sie Karl August Varnhagen kennen. Er bewunderte Rahels Esprit und rühmte ihre Klugheit. Rahel Levin erschrak über die Leidenschaftlichkeit des 14 Jahre Jüngeren. Fünf Jahre später nahm die 43 Jahre alte Rahel Levin seinen Heiratsantrag an und ließ sich taufen, weil eine Eheschließung zwischen einer Jüdin und einem Christen nicht möglich war.

Ein anderer Berliner Salon wurde von Henriette Herz geführt. Nachdem sie mit 14 Jahren den älteren Arzt Marcus Herz heiraten musste, war zunächst er es, der hochgestellte Gäste aus Politik und Kultur empfing, während Henriette im Nebenzimmer ein Frauenkränzchen abhielt, den Tugendbund

zur „Pflege der Freundschaft“ gründete und sich mit Sturm-und-Drang-Werken Goethes beschäftigte. Aus diesen beiden Zirkeln entwickelte sich der führende Berliner Salon, in dem neben Politikern, Wissenschaftler und bildenden Künstlern bedeutende Literaten und Philosophen verkehrten, zum Beispiel Clemens Brentano, die Brüder Humboldt, Jean Paul, Rahel Varnhagen und Friedrich Schleiermacher. In Henriettes Salon lernte Friedrich Schlegel auch Dorothea Veit, seine spätere Frau, kennen. Dorothea Veit wurde als Literaturkritikerin und Schriftstellerin bekannt, war von Hause aus Jüdin und unterlag somit auch dem Brauch, mit 14 Jahren verheiratet zu werden. Mit Simon Veit verbrachte sie ein eingegengtes Eheleben. Als sie 1797 den viel jüngeren Friedrich Schlegel kennenlernte, ließ sie sich von Veit scheiden, um mit Schlegel eine offene, für die gesellschaftlichen Verhältnisse provokante Beziehung zu führen.

### **Wertung aus zeitgenössischer Sicht**

Suzette war zu ihrer Zeit außergewöhnlich, denn schon die Erziehung der Chodowieckis war eine besondere. Durch die Aufklärung beeinflusst, erzog Chodowiecki seine Kinder eigenwillig und herzlich. Er ließ sich nicht von der für bürgerliche Zöglinge anscheinend natürlichen, gottgewollten Rollenverteilung der Geschlechter irritieren, sondern förderte seine Kinder entgegen jenem Zeitgeist. Selten scheint der familiäre Hintergrund für den Weg eines Künstler so richtungsweisend und bestimmend wie für Suzette, die in ihren Kunstwerken die Prägung des Vaters deutlich erkennen lässt, in dem auch sie moralisierende Gemäldezyklen wie *Die Folgen der guten und schlechten Ehe*, 1802, oder *Die vernünftige und schlechte Erziehung der Töchter*, 1800, anfertigt. In diesen Bildern stellt sie ein weibliches Ideal mit der sitzamen, fleißigen mustergültigen Hausfrau vor und schließt sich den von der bürgerlichen Gesellschaft akzeptierten Verhaltensmustern für Frauen an. In ihrem privaten Leben lässt sie sich jedoch nicht von diesen Idealen einengen. Suzette lebte sozusagen selbstverständlich das Unselbstverständliche. Die Besonderheit, die sie mit ihren Eltern, ihrem Mann und später ihren Kindern teilte, war eine familiäre Eigendynamik. Die Familien spiegeln gut eine reformierte Glaubenspraxis und die Ideale der Aufklärung wider, denn sie waren stets selbstbestimmt. Die Chodowieckis und Henrys haben immer mit eigenem Verstand und Gefühl gehandelt und sich bestimmten gesellschaftlichen vorgeschriebenen Formen nicht unterworfen, sondern sie sich nach Abwägen angeeignet oder vernachlässigt. Deshalb ist die Zuordnung in eine bestimmte Kategorie schwer möglich, weil sie zugleich konservativ und progressiv sowie dem Zeitgeist entsprechend waren. Ein anderer auffälliger Aspekt ist der Beruf ihres Mannes. Die Frauen der Pfarrer waren meist vollkommen ausgelastet mit dem „Pfarrfraudasein“. In Suzettes Familie jedoch ist zu sehen, dass gerade die Pastoren ihre Frauen in deren eigenen Berufen unterstützten, denn nicht nur Jean

Henry förderte die künstlerische Tätigkeit seiner Frau, sondern auch Jaques Papin die der Jeanette und später Paul Henry die seiner Frau Louise. Gefördert durch ihre Eltern und ihren Mann, entwickelte sich Suzette zu einer gebildeten<sup>26</sup> eigenständigen Frau. Ganz gegen die Norm übte sie einen selbst gewählten Beruf aus, mit dem sie sogar zum Einkommen der Familie beitrug, denn als ordentliches Mitglied der Akademie bekam sie ein festes Gehalt. Man könnte Suzette auch eine Besondere unter Besonderen nennen, denn sie lebte förmlich in einer Welle der Emanzipation in Preußen. Jedoch lebte sie ihre Wünsche nach Veränderung nicht mit radikalem Umstrukturierungswillen aus, sondern versuchte Dinge erst nur für sich zu reformieren, um die neuen Gedanken an ihre Nachfahren weiterzugeben. Das unterscheidet sie von vielen ihrer Zeitgenossinnen, die durch private und öffentliche Kritik und Provokationen für Aufsehen in der Gesellschaft sorgten. Suzette jedoch unterwarf sich keinen neuen Prinzipien, sondern lebte ruhig ihren eigenen Willen, so dass sie glücklich war und glücklich machte. Mich erstaunt, dass Suzette trotz ihres sehr eigenwilligen Lebens in Familie, Gemeinde, Beruf und Öffentlichkeit akzeptiert war. Daraus lässt sich schließen, dass sie eine vielseitig überzeugende Persönlichkeit gewesen sein muss.

### **Wertung aus heutiger Sicht (2007)**

Auch heute noch wäre Suzette Henry eine Ausnahme. Zwar hat sich die Stellung der Frauen in der Gesellschaft deutlich geändert, aber es bleibt ein Phänomen, wie Suzette ihre verschiedenen Lebensbereiche miteinander verbinden konnte. Wo gibt es heute Frauen, die sehr erfolgreich Künstlerinnen sind, sechs Kinder gebären und bis zu ihrem Lebensende in einer glücklichen Ehe leben, verheiratet mit einem eher konservativen Mann? Das eine lässt sich selten mit dem andern verbinden. Gute Künstler sind oft besonders sensible Menschen, tendenziell beziehungsschwach, jedenfalls bekommen nicht „nebenbei“ noch sechs Kinder. Die Künstler der Akademie wurden zwar finanziell unterstützt, begaben sich jedoch mit dem Eintritt in die Akademie in die Pflicht, sich jährlich an den Ausstellungen zu beteiligen. Diesen Druck hatte Suzette auch, als sie ihre Kinder gebar. Es bleibt für mich nicht nachvollziehbar, dass seinerzeit noch so viele Kinder starben und die Betroffenheit darüber so wenig beschrieben ist.<sup>27</sup> Mir sind natürlich auch andere Dinge fremd. Zum Beispiel bleibt paradox, wie in der Familie Chodowiecki trotz ihrer Eigendynamik so viel Wert auf die familiäre Hierarchie und das Sagen des Vaters gelegt wurde. Andererseits ist es interessant zu beobachten, welche Beziehungen zwischen den jeweiligen Schwiegereltern und Schwiegerkindern bestanden. Jean Henry hatte viele Gemeinsamkeiten mit Daniel Chodowiecki: Wertevorstellungen, seinen Glauben, aber auch den gewissen Konservatismus, der ihre Lebensweisen so paradox machte.



Aber statt in Konflikte zu geraten, unterstützten sie sich gegenseitig. Auch die Beziehung zwischen Suzette und ihrer Schwiegertochter Louise war gut. Die erfahrene Künstlerin hat die Jüngere unterstützt und sie bestärkt, diesen ungewöhnlichen Beruf als Frau auszuüben. Für mich war es immer wieder eine Freude, mehr über dieses harmonische Großfamilienleben zu erfahren und es mir in den heutigen Bezügen vorzustellen. Suzette wirkt auch heute auf mich unaufgeregt, ausgeglichen und emanzipiert, sie war und bleibt eine besondere Frau.

*Selbstbildnis Suzette Henry, 1785/86  
(Stiftung Deutsches Zentrum Kultur-  
gutverluste).*

- <sup>1</sup> Silke KAMP: „Die Verspätete Kolonie“, Hugenotten in Potsdam 1685-1809 (= Quellen und Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, Bd. 42), Berlin 2011.
- <sup>2</sup> Die Aufgabenstellung des Geschichtswettbewerbs hieß: „Jung und Alt in der Geschichte“. Diese Arbeit wurde 2007 vom Bundespräsidenten Horst Köhler ausgezeichnet.
- <sup>3</sup> Die Kunsthistorikerin Gabriele Maria Vogelberg hat eine Magisterarbeit und ein Büchlein über Suzette Henry verfasst, aber als Berliner Künstlerin wird sie selten beachtet.
- <sup>4</sup> Ihr Vater, der berühmte Daniel Nikolaus Chodowiecki, war in Polen geboren und hatte hugenottische Vorfahren.
- <sup>5</sup> Mitglied der Gemeindeleitung.
- <sup>6</sup> Zitiert nach Willi GEISMEIER: Daniel Chodowiecki, Leipzig 1993, S. 173.
- <sup>7</sup> Daniel Nikolaus CHODOWIECKI, Cabinet d'un peintre, Das Familienblatt des Künstlers, Radierung 1771.
- <sup>8</sup> GEISMEIER, 1993, S. 174.
- <sup>9</sup> Gerhard ULRICH: Ein Chodowiecki-Kabinett. Radierungen und Zeichnungen, Gütersloh 1960, S. 3 (lt. VOGELBERG).
- <sup>10</sup> Zitiert nach STEINBRUCHES, 1927, Nr. 3, S. 8 (lt. VOGELBERG).
- <sup>11</sup> Ebd. Nr. 19, S. 51.
- <sup>12</sup> Carola MUYDER: Profession mit Tradition, in Bärbel KOVALEVSKI (Hg.): Zwischen Ideal und Wirklichkeit. Künstlerinnen in der Goethe – Zeit zwischen 1750 und 1850, Ostfildern-Ruit 1999, S. 65 (lt. Verein für die Geschichte Berlins, Mitteilungen 4/2002).
- <sup>13</sup> Suzette HENRY, Skizzenbuch von 1775-1860, Berlin, Staatliche Museen Preussischer Kulturbesitz, Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek, Nachlass Runge – DuBois – Raymond, Depot 5, Nr. 85, S. 29.
- <sup>14</sup> Geboren am 24.10.1762, gestorben am 3.10.1831 in Berlin.

- <sup>15</sup> „Ich habe mein Versprechen in die Luft gegeben“. Jugenderinnerungen, Ergänzende Mitteilungen über Jean Henrys späteres Leben, S. 56.
- <sup>16</sup> Gabriele VOGELBERG/Ursula FURICH-GRUBERT/Jochen DESEL (Hg), Daniel Chodowiecki (1726-1801). Ein hugenottischer Künstler und Menschenfreund in Berlin, S. 139.
- <sup>17</sup> Getaufte Francoise Wilhelmine Julie am 15.3.1789 in Potsdam, gestorben am 26.10.1864 in Berlin.
- <sup>18</sup> Getaufter Paul Emile am 22.5.1792 in Potsdam, gestorben am 24.11.1853 in Berlin
- <sup>19</sup> 1. Pierre Daniel, geboren am 13.4.1786 in Brandenburg, gestorben am 22.11.1790 in Potsdam; 2. Jean Balthasar, geboren am 20.3.1788 in Potsdam, gestorben am 16.4.1788 in Potsdam; 5. Henri Eugène, geboren am 11.10.1794 in Potsdam, gestorben am 11.8.1795 in Berlin, 6. Pierre Louis, geboren am 29.10.1797 in Berlin, gestorben am 25.1.1801 in Berlin.
- <sup>20</sup> Da das Skizzenbüchlein ein gemeinsames von Suzette und ihrer Cousine Nanette war, ist nicht immer identifizierbar, wer gezeichnet hat.
- <sup>21</sup> Geboren in Saint Sulpice (Schweiz), gestorben am 21.3.1865 in Berlin.
- <sup>22</sup> Geboren am 5.4.1789, gestorben am 15.7.1839 in Berlin.
- <sup>23</sup> „Familie Felix Du Bois-Reymond“, Louise Henry, 1832, Dortmund, Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Stadt Dortmund, 1998/26.
- <sup>24</sup> Zitiert nach KAMPE, in Magisterarbeit Kunstgeschichte, Münster 1997, Gabriele Maria VOGELBERG, S. 33.
- <sup>25</sup> Handbuch für Mädchen von reiferem Alter, mit moralischen Erzählungen und ökonomischen Kenntnissen, München 1791, S. 84, zitiert nach Hildegard WESTHOFF-KRUMMACHER: Als die Frauen noch sanft und engelsgleich waren, 1995, S. 221.
- <sup>26</sup> Ihre Tagebücher sind teilweise in sehr gutem Englisch geschrieben.
- <sup>27</sup> In einem Brief, der kurz nach dem Verlust von Pierre Daniel, Suzettes erstem Sohn, geschrieben datiert ist, erwähnt Chodowiecki jedoch: „Vater und Mutter [Jean und Suzette] waren untröstlich, ich habe sie in 8 Tagen drey mahl besucht sie sind jetzt beide [...] nach Halle gereist wo der Vater 6 Wochen lang die Stelle eines abgegangenen franz. Predigers besitzen muß, die Mutter ist mitgereist um sich zu zerstreuen, ihr Junge war in ihrem hause allerwegen gegenwärtig“, zitiert nach VOGELBERG, S. 16.

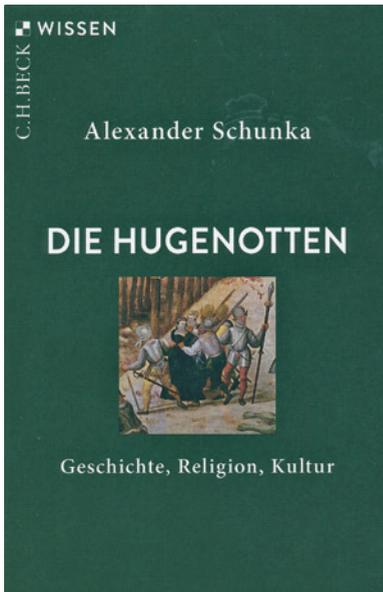
## Neue Bücher und Aufsätze zum Thema Hugenotten und Waldenser

Oskar ANSULL: Einsiedler der Seele. Dr. Franz du Bois, 1874-1933, in: Celler Chronik 26. Beiträge zur Geschichte und Geographie der Stadt und des Landkreises Celle, Celle 2019, S. 119-126.

Jacques ARON: Mythologies et réalités juives au commencement de l'Europe moderne. Hugenots et Juifs ou l'illusion rétrospective, Paris 2018.

Renate BUCHENAUER: „Der Weg in die Freiheit“ – Die Europarat-Kulturroute „Hugenotten- und Waldenserpfad“, in: Hessische Heimat, 68. Jg., Heft 2/3 2018, S. 99-102.

Anne CHAPLET: In tiefen Schluchten: Ein Kriminalroman aus dem Süden Frankreichs, Audio-CD – Gekürzte Ausgabe, Hörbuch, MP3-Audio, München 2017.



Andreas FLICK: Katholische Franzosen und Wallonen in Celle im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert, in: *Celler Chronik* 26. Beiträge zur Geschichte und Geographie der Stadt und des Landkreises Celle, Celle 2019, S. 27-78.

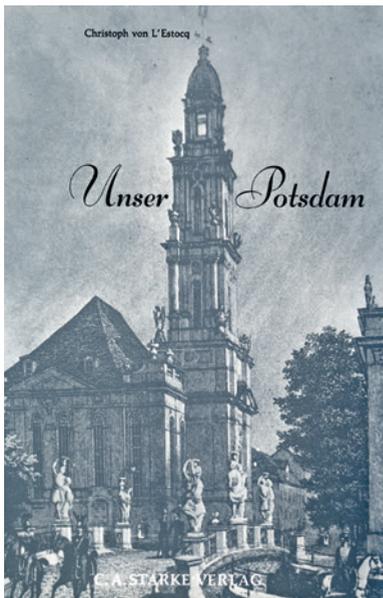
Graf Johann Philipp zu Ysenburg-Büdingen – Gründer unserer Stadt. Erinnerungen zum 300. Todestag, in: *Neu Isenburger Extrablatt*. Themenzeitung für Neu-Isenburg, Nr. 61, 28. September 2018.

Horst NOPEN: Die abenteuerliche Reise der sieben Kräuter. Eine Geschichte der Grünen Soße, Frankfurt a.M. 2018.

Amanda SIKARSKIE: *The Duprees of Spitalfields. Silk Brocade in the Family Tree of Rolling Stone Keith Richards*, o.O. 2015.

Alexander SCHUNKA: *Die Hugenotten: Geschichte, Religion, Kultur*, München 2019.

## Buchbesprechungen



**Christoph von L'Estocq: Unser Potsdam: Eine Erinnerung. Meiner Heimatstadt und den alten Potsdamer Soldaten gewidmet. Mit altvertrauten Bildern, C.A. Starke Verlag Limburg an der Lahn 1985, gebunden, 119 Seiten mit zahlreichen SW-Abbildungen, ISBN 3-7980-0693-8, 17,50 €.**

Auch wenn dieses Buch bereits vor über 30 Jahren, also noch vor der deutschen Wiedervereinigung, erschienen ist, soll es mit dieser zeitlichen Verspätung noch in diesem Themenheft zu „Potsdam“ kurz vorgestellt werden. Einerseits, weil es immer noch erhältlich ist, und andererseits, weil es bislang noch nie seitens der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft besprochen worden ist. Obwohl es bei

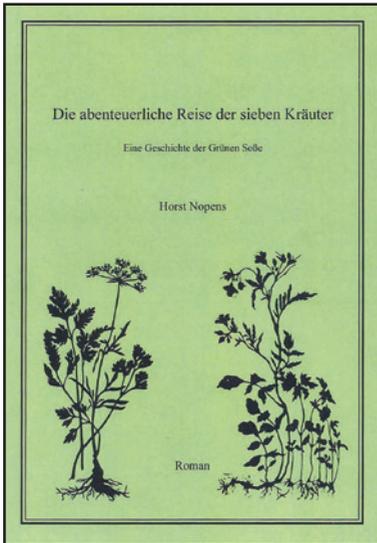
Amazon verkauft wird, liegen bislang keine Kundenbewertungen vor. Der 1899 in Potsdam geborene Autor Christoph von L'Estocq ist ein später Nachfahre von Jean Lestocq, dem Ahn der deutschen Adelsfamilie von L'Estocq, über die umfassend in Heft 3/2018 in dieser Zeitschrift berichtet worden ist. Im blumigen Plauderton führt der Verfasser anfangs seine Leserinnen und Leser durch das Vorkriegs-Potsdam.

Garniert mit zahlreichen schwarzweißen Abbildungen, behandelt er drei Themenkreise, wobei aus meiner Sicht primär der erste von Interesse ist: I. Ein kleines Stückchen Potsdam: a) Die alte Stadt, b) Die Garnisonkirche, c) Der Lange Stall, d) Die Russische Kolonie, e) Die Havel; II. Mein Weg mit dem 9. (Preußischen) Infanterie-Regiment zu Potsdam 1920-1934, a) Das Ende des Ersten Garde-Regiments zu Fuß, b) Der Übergang, c) Das neue Regiment; III. Unsere Fahnen, IV. Unser Gedenken, V. Abschied, VI. Ein neuer Anfang.

Es sind wohl eher die Bilder des alten Potsdam, bei denen der heutige Leser ein wenig verweilt. Ansonsten ist das Werk durch eine unzeitgemäße Verherrlichung militärischer Traditionen geprägt. Ausführlich berichtet L'Estocq, im Ersten Weltkrieg Leutnant im 1. Garde-Regiment zu Fuß und nach 1921 als Leutnant Kompanieoffizier im Infanterie-Regiment 9, noch einmal von der Umbettung Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen im Jahr 1945. Die im Krieg zerstörte Garnisonkirche (ihr Wiederaufbau ist im Gange), in der L'Estocq einst getauft worden war, findet das besondere Interesse des ehemaligen Offiziers. Unverständlich, dass der Hugenotten-nachfahre die Französische Kirche der französisch-reformierten Gemeinde mit keinem Wort erwähnt. Der nach dem Zweiten Weltkrieg in Bayern lebende L'Estocq ist weitgehend nur an militärischen Gebäuden interessiert. *„Das alte Potsdam lebt nur noch in Büchern und Bildern; seine Schönheiten und seine Eigenart sind zerstört. Bewahren wir die Erinnerung, so lange es geht!“*, schreibt von L'Estocq auf Seite 35. Auch in der Gefahr, mich zu wiederholen: Schade, dass es primär die militärischen Erinnerungen sind, die der Autor bewahren will. Dabei hätte es doch noch so viel bemerkenswertes Ziviles zu berichten gegeben.

Weitere Werke aus der Feder Christoph von L'Estocq, der übrigens ein Gegner des Nationalsozialismus wie Kommunismus war, sind a) Die L'Estocq und ihre Frauen in mehr als drei Jahrhunderten, Privat-Druck Familienarchiv Neu-Seeheim, 1983; b) Soldat in drei Epochen. Eine Hommage an Henning von Tresckow, Frieling & Partner Berlin [1998]. [Alle Werke sind seit Kurzem in der Bibliothek der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft in Bad Karlshafen vorhanden.]

Andreas Flick



**Horst Nopens: Die abenteuerliche Reise der sieben Kräuter. Eine Geschichte der Grünen Soße. Roman, Frankfurt o.J., zuletzt 2017, 280 Seiten, herausgegeben im Eigenverlag, 15,50 €. Beziehbar beim Autor: horst.nopens@gmx.de**

Im 17. und 18. Jahrhundert waren Hugenotten und Waldenser nach ihrer Flucht bzw. Vertreibung aus Frankreich und Italien in anderen europäischen Ländern und in vielen Gegenden Deutschlands, so auch in Frankfurt und der Umgebung der Stadt, heimisch geworden. War im Gepäck dieser Flüchtlinge auch das Rezept für das Frankfurter Nationalgericht, die „Grüne Soße“? – Der Frankfurter nennt es: De Frankfurter Grie Soß'.

Ein historischer Roman, geschrieben von Horst Nopens, mit dem Titel *Die abenteuerliche Reise der sieben Kräuter – Die Geschichte der Grünen Soße* versucht, den Weg dieses Kräutergerichtes durch viele Jahrhunderte spannend und unterhaltsam und eingebettet in die Geschichte der Hugenotten und ihres Exils nachzuweisen. Die Ursprünge beginnen in Rezepturen der Antike, die sich über das Mittelalter und die Neuzeit bis in die Gegenwart hinein gehalten und weiterentwickelt haben. Natürlich mischt sich hier Fiktives mit der realen Geschichte, Phantasie mit historischen Fakten. Auch, wenn die verschiedenen historischen Abschnitte und die Einbettung der Handlungsstränge in einen Gesamtrahmen von der Leserschaft viel Konzentration verlangen, so gelingt es dem Autor doch, einen durchgehenden Spannungsbogen der Gesamthandlung aufzubauen, der durch die interessanten, miteinander verbundenen Protagonisten der Handlung gestützt wird. Ganz nebenbei erhält man einen Einblick in die „große“ Geschichte Europas von der Antike bis zur Gegenwart, wobei der Geschichte der Hugenotten in Frankreich ein Schwerpunkt eingeräumt wird.

Die zur Grünen Soße gehörenden Kräuter sind in dem Buch mit hübschen Scherenschnitten bildlich dargestellt und ganz am Ende wird auf gut „Frankfurterisch“ das Original-Rezept (oder eine Variante?) verraten. Dass die Geschichte der Grünen Soße noch lange nicht zu Ende ist, ja vielmehr in den letzten Jahren einen Aufschwung erhalten hat, zeigt die Beliebtheit dieses Gerichts, die sich auch im jährlichen *Grünen-Soße-Festival* in Frankfurt niederschlägt.

Renate Buchenauer

## Kurzmeldungen



• **325 Jahre Hertingshausen:** Das Hugenottendorf Hertingshausen, ein Stadtteil von Baunatal im Landkreis Kassel, kann auf eine interessante und bewegte Geschichte zurückblicken. Am 17. und 18. August 2019 wird das 325-jährige Jubiläum gefeiert. Nähere Infos zu allen Veranstaltungen finden sich unter: <http://325-jahre-hertingshausen.de>. Weitere Infos zu den Hugenotten in dem knapp über 200 Einwohner zählenden Dorf finden sich auf der Homepage des Hugenotten- und Heimatvereins Hertingshausen unter: <http://hugenotten-heimatverein-hertingshausen.de>

• **Deutscher Waldensertag 2020 und Deutscher Hugenottentag 2021:** Der Deutsche Waldensertag wird 2020 in Oberweser-Gottstreu (Hessen) stattfinden (Sonntag, 27. September 2020 – Vorprogramm am Samstag). Der 52. Deutsche Hugenottentag wird in Hofgeismar (Hessen) stattfinden (Freitag, 2. bis Sonntag, 4. Juli 2021). Partner vor Ort ist der Evangelische Kirchenkreis Hofgeismar.



• **Huguenots of Spitalfields:** „Huguenots of Spitalfields“ befasst sich mit der Geschichte und Kultur der Hugenotten in Spitalfields im East End Londons und darüber hinaus. Die eingetragene Wohltätigkeitsorganisation organisiert unter anderem Touren auf den Spuren der Hugenotten, Vorträge und Events.  
<http://www.huguenotsofspitalfields.org/>  
Info: [info@huguenotsofspitalfields.org](mailto:info@huguenotsofspitalfields.org)



• **Ausstellungseröffnung in Bad Karlshafen:** Als erste Sonderausstellung 2019 präsentiert das Deutsche Hugenotten-Museum, das in diesem Jahr 30 Jahre alt geworden ist, die Fotoausstellung *Die Weser und Bad Karlshafen*. Das Foto links zeigt die Mitwirkenden bei der Ausstellungseröffnung am 19. Mai 2019 (Internationaler Museumstag). Von links nach rechts: Bürgermeister Marcus Dittrich, Christian Schäfer, Andrea Emmel und Dr. Andreas Flick. Bis zum 4. September kann die Ausstellung besichtigt werden.

Infos unter:  
[www.hugenottenmuseum.de](http://www.hugenottenmuseum.de)

• **Coligny im Deutschlandfunk:** Am 17.2.2019 sendete der Deutschlandfunk den Beitrag *Vor 500 Jahren geboren. Der Hugenottenführer Gaspard de Coligny*. In den Konfessionskriegen des 16. Jahrhunderts war Admiral Gaspard de Coligny der Chef der protestantischen Partei und 1572 das prominenteste Opfer des Massakers der Bartholomäusnacht. In der Dlf-Audiothek kann der Beitrag abgerufen werden.

• **Theodor-Fontane-Archiv in Potsdam:** Das TFA ist ein Literaturarchiv und eine wissenschaftliche Einrichtung der Philosophischen Fakultät der Universität Potsdam. Im Zentrum seiner Arbeit stehen Theodor Fontane (1819–1898) und seine Zeit. Gegründet 1935, ist das Archiv heute in der Villa Quandt, Große Weinmeisterstr. 46/47 in 14469 Potsdam beheimatet, wo ein Team aus Literatur- und Kulturwissenschaftler\*innen, Archivar\*innen, Bibliothekar\*innen und studentischen Mitarbeiter\*innen Dienstleistungen rund um Fontane und die Fontaneforschung erbringt, Forschungsprojekte durchführt und Veranstaltungen ausrichtet. In HUGENOTTEN 4/2019 wird das TFA ausführlich vorgestellt. Infos: [www.fontanearchiv.de](http://www.fontanearchiv.de)

7. Juni bis 30. Dezember 2019

## fontane.200 / Brandenburg – Bilder und Geschichten

Ausstellung im Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte in Potsdam

Im Anschluss an den Potsdamer Hugenottentag besteht die Möglichkeit, diese Sonderausstellung zum 200. Geburtstag von Theodor Fontane zu besuchen. Die Ausstellung ist ein Projekt im Rahmen des Themenjahres „fontane.200/Spuren – Kulturland Brandenburg 2019“.

Wer heute durch Brandenburg reist begegnet allerorten dem Autor Theodor Fontane (1819-1898). Seine Spurensuche in Brandenburg hat dem Land einen prägenden Stempel aufgedrückt, und tief sind die Spuren, die er selbst hier hinterlassen hat. Fontane nimmt den Leser mit auf seine Erkundungsfahrten durch Brandenburg, und die Ausstellung folgt dem Reisenden. Sie lässt den Besucher dabei zusehen, wie aus unterschiedlichsten Informationen Bilder und Geschichten über Brandenburg entstehen: Wie bereitete sich Fontane auf seine Fahrten vor? Wie reiste er? Mit wem hat er gesprochen? Wer hat ihn begleitet? Was hat er gesehen und was gelesen? Die Schau gibt einen Einblick in Fontanes Schreibwerkstatt und zeigt ihn dabei, wie er vor Ort Material sammelt, es in seinen Texten effektiv arrangiert und über fast vier Jahrzehnte immer wieder bearbeitet. Fontane kommt den Besuchern nahe: als Reisender, als Geschichtensammler und Arrangeur, als Erzähler und als Texthandwerker bei der Arbeit an seiner „Liebeserklärung für das Ganze“ der Mark Brandenburg.



Als Fontane in Brandenburg reiste, war sein Interesse an der vermeintlich reizlosen Heimat noch erklärungsbedürftig. Daher stellte er dem ersten Band seiner Wanderungen durch die Mark Brandenburg eine Gebrauchsanweisung voran: „*Ob du reisen sollst, so fragst du, reisen in der Mark? Die Antwort auf diese Frage ist nicht eben leicht.*“ Sein zögerliches „Ja“ ist ein „Ja“ unter Vorbedingungen: Der Reisende müsse „Liebe zu Land und Leuten“, einen Sinn für das Nicht-Spektakuläre sowie Geschichtskennntnis mitbringen, dürfe aber nicht auf Komfort hoffen. Doch am Ende belohne ihn das Erlebnis einer lebendigen Geschichtslandschaft: „*Statt der Nachschlagebuchs- und Allerweltsgeschichten werden Sagen und Legenden und hier und da selbst die Bruchstücke verklungener Lieder zu dir sprechen. Das Beste aber, dem du begegnen wirst, das werden die Menschen sein.*“ Aus seinen Begegnungen mit Menschen, aus Landschaftseindrücken, Besichtigungen von Kulturdenkmälern und Kunstsammlungen, aus Memoiren, Anekdoten, Sagen, Kirchenbüchern und Adelschroniken setzt Fontane ein Bild von Brandenburg zusammen, das noch heute präsent und identitätsstiftend ist.

Zur Ausstellung erscheint im Juni 2019 ein gleichnamiges Begleitbuch. Besucheradresse: Kutschstall, Am Neuen Markt 9, 14467 Potsdam / Kasse und Informationen: +49 331 620 85-50 / Öffnungszeiten: Dienstag bis Donnerstag 10-17 Uhr; Freitag bis Sonntag und an Feiertagen 10–18 Uhr. Montags geschlossen.

7. September bis 31. Oktober 2019

## Karl-Barth-Ausstellung im Deutschen Hugenotten-Museum



Bad Karlshafen. Mit einem Karl-Barth-Jahr erinnert der Reformierte Bund gemeinsam mit der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Union Evangelischer Kirchen an den 1968 verstorbenen Theologen, der auch als Kirchenvater des 20. Jahrhunderts gilt. Der gebürtige Schweizer war 14 Jahre in Göttingen, Münster und Bonn Theologieprofessor, ehe er 1935 Deutschland verlassen musste. Er war Mitstreiter im Kirchenkampf und dann von der Schweiz aus Mahner und Warner in den kirchlichen und gesellschaftspolitischen Entwicklungen. Karl Barth hinterließ mit seiner „Kirchlichen Dogmatik“ ein fast 10.000-seitiges Monumentalwerk. Aus Anlass seines 50. Todesjahres wurde auch eine Wanderausstellung erstellt, die vom 7. September bis zum 31. Oktober 2019 im Sonderausstellungsraum des Deutschen Hugenotten-Museums in Bad Karlshafen präsentiert wird. Zur **Ausstellungseröffnung am Samstag, 7. September um 11.00 Uhr**, berichtet Pastor i.R. Klaus Bröhenhorst aus Hildesheim über Leben und Werk Barths, wobei Aussagen zu den Hugenotten und Johannes Calvin besonders beleuchtet werden. Die Ausstellung besteht aus 16 Tafeln und wird durch Vitrinen mit Veröffentlichungen Karl Barths ergänzt. Zu der Wanderausstellung gibt es ein Begleitheft.

Öffnungszeiten: Dienstag bis Freitag 10-17 Uhr; Samstag, Sonntag und an Feiertagen 11-18 Uhr. Montags geschlossen.

# Hugenotten-Kreuze

Die Abbildungen der Anhänger stellen die Originalgröße dar.



A Anstecker (mit Clip)  
Email (blau-weiß)  
vergoldet 1,5 cm

19,50 €



Bb1 Anstecknadel  
Email (blau-weiß)  
vergoldet 2,5 cm

38 €



Cb1 Anstecknadel  
Email (blau-weiß)  
vergoldet 4,0 cm

40 €



Bb Anhänger  
Email (blau-weiß)  
vergoldet 2,5 cm

33 €



Cb Anhänger  
Email (blau-weiß)  
vergoldet 4,0 cm

37 €



D Anhänger  
vergoldet  
3,5 cm

38 €



E Anhänger  
vergoldet  
2,5 cm

33 €



F Anhänger  
vergoldet  
3,5 cm

38 €



G Anhänger  
vergoldet  
2,5 cm

33 €



Ds Anhänger  
Silber  
3,5 cm

38 €



Es Anhänger  
Silber 2,5 cm

33 €



Fs Anhänger  
Silber 3,5 cm

38 €



Gs Anhänger  
Silber 2,5 cm

33 €

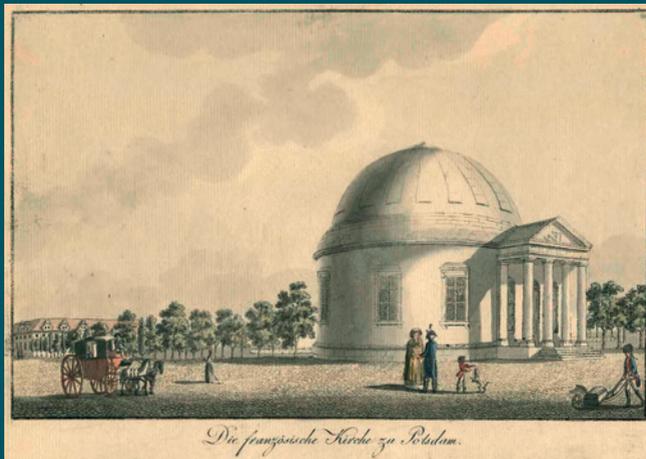
Ketten zu den Hugenotten-Kreuzen sind in Fachgeschäften erhältlich. Versandkosten extra; keine Nachnahme-sendung.

Anfragen und Bestellungen (Adresse bitte in DRUCKSCHRIFT) direkt an:

Deutsche Hugenotten-Gesellschaft e.V.  
Hafenplatz 9a  
34385 Bad Karlshafen  
[www.hugenotten.de](http://www.hugenotten.de)  
Telefon: (0 5672) 1433  
Telefax: (05672) 925072  
E-mail: [dhgev@t-online.de](mailto:dhgev@t-online.de)  
oder Webshop [www.hugenotten.de](http://www.hugenotten.de)

**Deutsche Hugenotten-Gesellschaft e.V., Hafenplatz 9a, 34385 Bad  
Karlishafen PVST, Deutsche Post AG, Entgelt bezahlt, H 21546**

## Herzliche Einladung



Altkolorierter Kupferstich von Johann Friedrich Nagel, 1796

### **13. bis 15. September 2019 51. Deutscher Hugenottentag in Potsdam**

Gastgeberin ist die dortige Französisch-Reformierte Gemeinde.  
Die meisten Veranstaltungen werden in der Französischen Kirche durchgeführt.  
Das Programm sowie die Modalitäten der Anmeldungen finden Sie auf unserer  
Homepage [www.hugenotten.de](http://www.hugenotten.de). Anmeldeschluss ist der 10. August 2019.